

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Heft 5.

Jährlich 24 Doppel-Zimmer in Heften;
vierteljährlich 2½ M.

→ Berlin, 2. März 1890. ←

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4½ M.

XVII. Jahrg.

Der Herr Senator.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Sina richtete sich, erst jetzt voll zur Besinnung kommend, höher auf. „Mein Gott, Follart, — was bedeutet das?“ „Sprich leise, wie ich. Es bedeutet, daß ich nicht Bürgermeister in unserer Stadt bleiben kann. Du mußt wissen, warum, deshalb bin ich



Scaramuccia (1645).

bei Dir. Ich habe heute den ganzen Tag auf dem Rathause Bücher und Rechnungen revidirt; meine Pflicht, mein Eid würden mich zwingen, eine gerichtliche Untersuchung anstellen zu lassen. Es fehlen in der städtischen Kasse zweitausend Speciesthaler in Ducaten, die darin vorhanden sein müßten. Aber sie sind es nicht, weder im Geldschrank, noch im Hauptbuch.“

„Dann muß natürlich der Dieb ausfindig gemacht werden, — ich verstehe Dich nicht Follart, — was geht das Dich an? Du trägst ja keine Schuld —“

„Nein, doch die Schuldigkeit, es kund zu machen. Die Summe ließe sich, — vielleicht, — durch irgendwelche Mittel aufbringen und ersehen. Aber es ist schlimmer, Tina, unabwendbar. Es handelt sich beinahe um das Zwanzigsache. Ich habe zwölf Stunden ohne Anhalt verglichen, geprüft, nachgerechnet; seit langen Jahren sind unrichtige Eintragungen, — Fälschungen, — in den Büchern, so geschickt verborgen, daß nur mein durch das Fehlen des ersten Betrages rege gewordener Verdacht überhaupt zu einer Nachforschung und Entdeckung des Betruges Anlaß geben konnte. Du siehst, Tina, ich muß fort, noch in dieser Nacht, irgendwohin, wo Niemand mich auffindet, mich zur Rechenschaft zu fordern.“

Der Blick des Mädchens verweilte erschrocken auf den im Mondlicht todblaßen Zügen des Bruders. „Das ist ja entseßlich, Follart, unbegreiflich. Aber es bleibt doch das Nämliche, daß Dich keine Verantwortung dafür treffen kann. Du bist ja viel zu kurze Zeit erst hier, hast im Gegenthell das Verdienst, so rasch die Unterschlagungen aufgefunden zu haben. Du mußt bleiben, — darfst nicht fort um unseres Vaters willen, den sonst der Vorwurf treffen würde, daß er nicht achtsam genug gewesen, die Fälschungen nicht entdeckt hat.“

„Um unseres Vaters willen, Tina? Du bist noch nicht ganz wach, Schwester, — um seinetwillen darf sein Sohn morgen nicht mehr hier, nicht mehr Bürgermeister sein.“

„Follart — —!“

Das Mädchen war mit einem lauten Aufschrei aus dem Bett geprungen und stand in den weißen Nachkleidern mitten im Zimmer. Einige Secunden regungslos, einer aufrechten Leiche ähnlich; man sah, der Herzschlag hatte ihr ausgefehlt, nur ihre weitoffenen Augen starnten den Bruder an. Dann sagte sie langsam:

„Habe ich Dich verstanden, Follart?“

Er nickte kurz und setzte hinzu: „Ich habe heute auch erst verstanden, was ich neulich gehört. Erinnerst Du Dich an den Knecht, der den Zwergenhut auf dem Kopf trug und wähnte, was er immer thue, bleibe ungesehen. Er war ein armer, hilfloser Mensch, und bitterste Noth trieb ihn zu seiner Unredlichkeit, — Sorge und Verzweiflung, — ich wußte das damals nicht, — für seine Frau und seine Kinder. Soll eines von ihnen ihm den Hut vom Kopfe schlagen, Tina, wie es unserem Vater im Traum geschehen?“

Die Befragte standwortlos. Unter dem Linnen rang ihre kräftige Brust einmal in hohem Aufwogen, bis der Mund darüber hervorbrachte:

„Nein, Follart.“

„Dann muß ich also fort. Lebe wohl, Schwester!“

„Nein, warte, — warte bis morgen!“ In den Zügen der Antwortenden lag ein Ringen nach Besinnung mit einer irren Angst gemischt. Sie sah dem jungen auf die Thür zutretenden nach, folgte ihm: „Follart, — las mich nicht so! Was soll ich, — was soll ich dem Vater sagen, wenn Du fort bist, — warum —?“

Er hatte den Griff der Thür gesaßt, diese halb geöffnet und stieß mit bitterem Tone hervor:

„Sag' ihm, ich hätte das Haus um Dode's willen verlassen, — ich könne nicht mehr mit ihr zusammenleben, — es ist Wahrheit.“

Umheit von ihm, auf dem Vorplatze, tönte ein halb erstickter, zuckender Laut von Menschenlippn auf, daß er unwillkürlich, hinaustretend, fragte: „Wer ist hier?“ Durch ein Seitenfenster fiel auch auf den Flur Mondlicht herein, weniger hell zwar, doch ausreichend, Gestalt



Der Schöne Rambaldo (1850).

und Geicht Dode's unterscheiden zu lassen. Unwiderrücklich getrieben, war sie Follart hinaus nachgefolgt, hatte von der Unterredung der Geschwister nur den Schrei Tina's und jetzt seine letzten Worte vernommen. Schneeweiß erbläßt stand sie; er stützte heftig vor ihrem unerwarteten Anblide zurück, suchte vergeblich einige Augenblicke nach Fassung, nach Worten. Vielleicht zum ersten Male im Leben ließ er erkennen, daß die äußere Ruhe seiner Natur Anderes unter sich barg, eine ungeheure Erregung im Innern verschürte ihm die Kehle. Dann rang er bebend heraus:

„Hast Du gehörkt, so hast Du's vernommen und weißt es. Ich befrie Dich von mir, — was siehst Du mich an? — Stellst Du Dich mir zum Hohne in den Weg, um meine Qual zu vermehren? Das ist unmenschlich, kannst nur Du, — las mich, — las mich, was ich muß!“

Sie rührte keine Hand, aber die zitternde Anspannung aller Glieder seines frastvollen Körpers regte den Eindruck, als ob sie unsichtbare Ketten über ihn geworfen, ihn damit festgebunnt halte und zum Aufbieten alles Vermögens des Leibes und der Seele nötige, um sich loszureißen. Doch nun drehte sie, heftig zusammenfahrend, den Kopf. In den ungewissen weißen



Der Herr Notar (1725).



Pulcinella (1820).

Das Volks-Schauspiel der Italiener.
Zu dem Artikel „Vom Bühnensturm“ von Robert Pröß, Seite 37.

Mondglanz mischte sich ein gelbes Licht ein, es kam über die Treppenstufen heraus, von einer Kerze in der Hand des Senators ausgehend. Er schattete sich die Augen und fragte, mit dem Blide vorausluchend: „Wer hat hier oben geschrien und spricht noch so laut nach Mitternacht?“

Niemand antwortete. Alle sahen ihn schreckverzerrt an; auch Tina war, ohne ihres Bekleidungszustandes zu gedenken, auf den Vorplatz herausgekommen und stand atemverhalten da. Die Gesichter jetzt erkennend, sagte Gundermann erstaunt: „Ihr seid's? Ich dachte, die Mägde, — und Du im Nachzuge? Was habt Ihr mit einander, weshalb steht Ihr hier zusammen, statt zu schlafen?“

Um gelangte Dode zu Regungsfähigkeit und Sprache. Entschlossen trat sie auf denfragenden zu und erwiederte: „Follart will die Stadt verlassen, weil er meinen Anblick im Hause nicht mehr ertragen kann. Aber er soll es nicht; ich wache noch, weil ich zu Dir wollte, Dir zu sagen, daß ich fortgehe, um nicht wieder zu kommen. Leb' wohl und habe Dank für Alles, was Deine Güte bis heut' an mir gethan!“

Man sah, sie wollte den Vorgang so rasch als möglich beendigen, denn sie suchte gleichzeitig schon, die Treppe zum Hintereilen zu erreichen. Doch mit plötzlich vorgefehltem Huße vertrat Follart ihr den Weg, fasste ihren Arm und hielt sie. „Bleib! Du sollst ihn nicht auch verlassen! Daran will ich nicht Schuld tragen.“

Gundermann stand jetzt für sein begriffloses Erstaunen Ausdruck: „Ihr beide wollt, — was bedeutet das?“

Follart erwiederte, doch nicht ihm, noch gegen Dode gewandt: „Du hast falsch gehört, ich gehe nicht um Deinetwillen. Auch wenn Du fort wärst, könnte ich nichtbleiben.“

Er drehte den Kopf: „Ich muß Vater; es ist für uns Alle nothwendig. Auf dem Rathause liegt ein an Dich adressirter Brief mit der Anzeige, daß ich mein Bürgermeister-Amt niedergelegt. Mir ahnte vorher, ich würde mich der Stellung nicht gewachsen fühlen, deshalb zögerte ich mit der Annahme. Seit heute weiß ich, daß ich mich darin nicht getäuscht: ein Sohn kann, wenn auch nur dem Namen nach, nicht der Vorgesetzte seines Vaters sein. Das ist der Grund, den das Schreiben der Bürgerschaft für meinen Rücktritt anführt.“

Während seines Sprechens hatte Dode mit einem Ruck den Ärmel ihres Kleides aus seiner Hand losgemacht und war unbeachtet, einem lautlosen Schatten gleich, die Treppe hinabgesunken. An das Geländer derselben mit der Linken zurückgreifend, stand der Senator; in seiner Rechten zitterte die Lichtherze mit irrwitzig herüber und hinüber taumelnder Flamme. So sah er seinem Sohne geisterhaften Blides in's Gesicht, wohl eine Minute fast stumm. Dann sagte er:

„Du willst fort — —?“

Er hielt an, atmete einmal schwer und fügte noch:

„Meine Nerven sind etwas aufgeregzt, denn ich habe eine böse Nachricht erhalten. Die Tina ist untergegangen, und Schiff und Ladung waren nicht verloren. Man kann es wohl unvorsichtig heißen, aber die Kasse reichte gerad' nicht aus, und ich dachte, — das Fahrzeug ist mit fremdem Gelde gebaut, und ich muß den Verlust nun decken.“

Die Worte kamen ihm mit einem halbvervorrenen Glanz, nicht wie zu den Hörern, wie zu sich selbst gesprochen, vom Munde. Und doch sollten sie unverkennbar Jenen auch etwas begründen, das Beben seiner Hand, das schwankende Licht. Es war ein tief Mitleid erweckender Anblick; das hilflose Gesicht Gundermann's sah in der flackernden Beleuchtung wie plötzlich um ein Jahrzehnt gealtert aus, von schwer eingegrabenen Furchen, die man bei Tage nicht gewahrte, durchzogen. Jetzt saß Tina, jäh vorschreitend, den Arm ihres Bruders: „Bleib, Follart!“

„Du weißt, daß ich's nicht kann, — daß Du das Gegentheil von mir fordern mußt.“

Der Gesichtsausdruck des Antwortenden ließ erkennen, eine Verlängerung dieses nächtlichen Zusammengehens übersteige das für seine Kraft Ertragbare. Den Arm vorstreckend, schloß er kurz die Finger um die zitternden Leuchter haltende Hand seines Vaters und sprach:

„Könnt' ich Glied um Glied von mir verlaufen, Vater, Dir Hülfe zu bringen, — zehnmal gäb' ich mein werthloses Leben dafür. So thu' ich das Einzige, was in meiner Macht ist. Leb' wohl!“

Er wandte sich den Stufen zu, hastig verhallte sein Fußtritt drunter auf dem Flur, durch die Haustür in den Garten. Tonlos murmelte der Senator, starr dreinblickend: „Er geht — .“

Nun umfaßte ein kräftiger Arm ihm den Leib, und eine mild-liebevolle Stimme sagte: „Mein lieber Vater, — leg' Dich zu Bett! Komm, ich bringe Dich hinunter.“

Er fuhr zusammen und brachte mühsam von den Lippen: „Bin ich Dein lieber Vater?“

„Warum sollst Du es nicht sein? Du warst es ja immer und bleibst es jetzt.“

Tina nahm ihm das Licht aus der Hand und führte auf ihren bloßen Füßen, ihn umschlungen haltend und stützend, den halslos Schwankenden die Treppe hinunter. Er that willenlos nach ihrem Geheiß; sie half seinen unsäglichen Händen drunter beim Aussteigen, dann lag er im Bett hingestreckt, und sie saß, seine Hand haltend, neben ihm. Ein paar Mal suchte er zu sprechen, doch umsonst, der Laut kam nicht hervor. Endlich gelangen ihm die stotternden Worte:

„Du weißt — Alles —“

„Ja, daß für die Tina keine Hoffnung mehr ist und wir darauf denken müssen, für ihren Verlust Erfüll zu schaffen. Las uns heute nicht mehr davon sprechen; suche zu schlafen, lieber Vater. Morgen wird sich schon ein Hilfsmittel finden; man muß im Leben auf einen Schiffbruch gefaßt sein und besonnen retten, was sich retten läßt. Ich bitte Dich, schlaf nur und vergiß bis morgen.“

Nach einer Weile fragte Gundermann noch einmal mit bang verhaltenem Ton:

„Weiß auch Dode — ?“

„Nein. Sie war schon fort, als Du uns von dem Unglück sprachst.“

„Warum stand sie denn in der Nacht mit Euch droben?“

„Ich weiß es nicht; es war wohl Zufall, daß Follart sie dort traf, als er meine Stube verließ.“

Die Finger des Senators zogen sich kramphaft um die Hand seiner Tochter zusammen. „Versprich mir, ihr nichts zu sagen — “

„Gewiß nicht, lieber Vater.“

Sein Atem ward etwas ruhiger, allmälig leiser und gleichmäßig. Tina horchte: Erschöpfung durch die ungeheure Erregung schien ihn in Bewußtlosigkeit fallen zu lassen. Eine Zeitlang blieb sie noch sitzen, dann löste sie das Licht und ging leise hinaus. Offenbar lag er im Schlaf.

Als sie droben auf ihrem Zimmer anlamm, war dies noch mondhell wie zuvor. Sie blieb einen Augenblick in der Mitte stehen und sah um sich her. Dort stand das Bett, an dem ihr Bruder gesessen, aus dem sie plötzlich mit einem Schrei aufgesprungen. Wann war das geschehen? Ihr erschien's, vor unausdenbarer Zeit, als sei's in einem anderen Leben gewesen.

Nun fiel ein Frostschauer über sie, vom Scheitel bis zum Fuße hinunter; seit länger als einer Stunde befand sie sich auf bloßen Füßen in dem leichten Nachtkleide. Sie zog hastig die an ihrem Bettie liegenden Kleider wieder an; Follart hatte bei seinem Kommen gesagt, es sei keine Nacht zum Schlafen.

Wohin mochte er gegangen sein, was wollte er, und wo war Dode? So tottentill lag das Haus, es schauerte etwas daraus an, daß sich kein Leben in den Stuben befindet.

Doch es war auch keine Nacht, daran zu denken. Tina stand am offenen Fenster und blickte hinaus, eine Stunde lang und noch eine. Der Mond schwand, aber im Osten färbte es sich, ein neuer Tag kam heraus, wolkenlos schön. Als die Sonne ihre ersten Goldstrahlen über den Horizont warf, that Tina Gundermann Selbstames. Sie trat vor den Spiegel und ordnete sorgfältig ihr wild aufgegangenes Haar.

Noch aber war die Mondnacht von wundersamer Schönheit; kein Hauch und kein Laut mischte sich ein, tiefsste Ruhe überbreitete die weißbestrahlte Welt. So hell war's, daß Dode am Feldwegrande auf Blüthenblättern nächtlich rastende Schmetterlinge wahrnahm. Bei ihrem Vorüberkommen schlug einmal einer die zusammengeklappten Flügel aus einander; sie blieb stehen und sah darauf nieder. Er mochte geglaubt haben, es sei Taglicht; einige Augenblicke verharrete er so. Doch dann salzte er die bunten Fittige wieder in die Höhe, der Glanz vom Himmel herab wärmete nicht, und Dode ging, von ihrem Schatten begleitet, weiter.

Fast unbewußt, mechanisch hatte sie den Weg nach ihrer altvertrauten Waldstätte eingeschlagen. Wohin sollte sie sonst? Der Fuß lenkte den Kopf, in dem sich die Gedanken drängten und überjagten, unfähig, selbst zu einem Wollen zu gelangen. So kam ihr erst, wo sie sei, als sie an dem Rande der stillen Lichtung stand. Ihr Auge erkannte Alles umher, die altvertrauten Stämme, graues Gestein, ihren Sitz auf der hochgewölbten Baumwurzel. Doch so hatte sie es nie gesehen; wie anders lag's, als in der Sonne und auch als im Abendlicht! Verirrte Mondfunken fielen da und dort hinein, aber wie Schneeflocken deckten sie den Grund, keine Helle verbreitend; neben sich beliehen sie ein schwarzes Nichts. Wie dunkel, kaum unterscheidbar zog sich lautlos die tiefe Au dahin; wie schweigend ernst dachten die weitvorgewölbten Buchenäste ihr düsteres Gezwieg darüber!

Nun saß Dode, wie sie wohl tausendmal hier gesessen, und doch noch niemals so. Sie fühlte sich todmüde, als ob sie viele, viele Meilen weit gegangen, nur das eine Begehr, sich hinzustreden und die Augen zu

schließen. Und doch konnte sie dies nicht, denn sie war ja noch am ersten Anfang ihres Weges und mußte darüber denken, wohin er sie führen sollte und könne.

Zugendwohin in die Welt hinaus, einzig nach einer Richtung nicht, nicht in das Haus zurück, aus dem sie fortgegangen. Inmitten der Nacht hatte sie die Hand ausgestreckt, um sie zu halten, Tina nicht und ihr Vater nicht. Beide waren wortlose Anhörer des von ihr ausgesprochenen Entschlusses gewesen; er fiel ihnen gleicherweise erwünscht, da er die Bedingung für das Bleiben Follart's bildete. Dieser allein hatte ihren Arm gefaßt, sich ihrem Weggehen zu widersetzen. Zum Scheine, um edelmütthige Selbstverleugnung fundzugeben, von der er wußte, er könne sie ungefährdet über. Es lag ein tödlicher Hohn darin, noch schmerzvoller Stachel in die Brust drückend, als die reglose Gleichgültigkeit der Anderen.

Dode lehnte den müden, gedankenirren Kopf an den Stamm zurück. Das Gefühl, das sie von frühen Kindertagen auf oft nicht niederzulämpfen vermocht, hatte ihr nur zu wahr gesprochen; sie war immer eine Fremde, eine rechtlos Eingedrungene gewesen. Und offenbar hatte man darauf gewartet, sie werde dies eines Tages selbst erkennen. Und jetzt, da sie dies gethan, pflichtete man ihr schweigend bei. Oder vielmehr laut genug hatte der Schrei Tina's geredet, den sie ausgestoßen, als ihr Bruder ihr seine Absicht, das Haus zu verlassen, kundgethan, sie damit aus dem Schlaf geweckt.

O schlafen! Es war Dode's einziger Drang. Doch sie kannte es nicht, sie mußte ja denken, wohin sie morgen gehen, was sie beginnen, wie sie ihr Leben fristen sollte. Vielleicht als Lehrerin bei kleinen Kindern, oder als Verwalterin in einem vornehmen Hause. Aber sie würde immer zu müde sein, um unterrichten, und ebenso, um zufriedenstellend eine Wirthschaft führen zu können.

Gewiß lag es in der Absicht des Senators, sie nicht hungern zu lassen, sondern sie zu unterstützen. Wenn der Tag kam, sorgte man doch nach ihrem Verbleiben, um sie mit dem auszurüsten, dessen sie bedürfte, reichlich, aus Dankbarkeit für ihr Fortgehen.

Also mußte sie sich gut verbergen, daß man sie nicht aufzufinden. Denn solche Wohlthat, ein ihr nachgesandtes Almosen, eine Bezahlung für das Verlassen des Hauses wäre das Letzte gewesen, was sie zu ertragen vermocht. Ihr aus der Hand des Senators zugewandt, hätte es das Erbtheil Follart's verringert, wäre ihr von Diesem gekommen. Das wollte sie nicht, um nichts in der Welt!

O, schlafen können und nicht wieder aufwachen!

Dode wußte es nicht, doch ihr Kopf glitt langsam an dem Stammie nieder, auf eine weiche Mooswölzung daneben hinunter, und die Lider fielen ihr über die Augen.

Ja, sie mußte sich irgendwo verbergen, wo Niemand sie fand, zu ihr treten, sie an der Hand fassen und sagen konnte: „Komm zurück, — Dein Weggegang war thöricht, — was sollen die Leute davon denken? Wir wollen es noch einmal mit Deiner Anwesenheit im Hause versuchen — “

„Nein! Nein!“ stieß sie im Traume aus, — „ich muß mich besser verstehen — “

Da kam's ihr, sich mit unsäglicher Beijchwichtigung über sie breitend. Ansänglich konnte sie's noch nicht deutlich unterscheiden, aber sie wußte, es sei irgendwo vorhanden, sie müsse nur danach suchen. Eine ruhige dunkle Fläche unter einem überhängenden Laubdache, — dort sei ein Bett und zugleich ein sicherer, unauffindbarer Versteck, und wenn sie sich darein lege, schlaf sie so schön und ruhig und fest, wie die Müdigkeit in ihr es sehnfütig verlange.

So ging sie im Traume suchend vorwärts, denn sie wußte jetzt auch die Richtung und mußte bald dorthin kommen. Und ihre Brust atmete nun ruhevoll in die Nacht.

Auch Follart Gundermann hatte das väterliche Haus verlassen, ohne zu wissen, nach welchem Ziele. Es war zunächst gleichgültig, wohin er ging, nur das Eine nothwendig, daß er aus der Stadt fort sei, auf keine Fragen Antwort zu geben brauche. Er mußte seinem Heimatlande den Rücken wenden, in der Fremde, der Ferne sich irgendwo eine neue Lebensmöglichkeit suchen; an einem Orte, wo Niemand ihn kannte, von seinem Ort seine Stimme gab.

Doch wohin? Gedanken umwälzend ging er bald hier, bald dort, auf schmalen Wegen durch die mondblänzten Felder; stundenlang, der Schlag des Kirchthurm-Uhr kam dann und wann in der Nachtstille von der Stadt zu ihm herüber. Unheimlich hatte es schon seit manchen Tagen um ihn gelegen, ohne daß er sich Rechenschaft geben gefonnt, was es sei; hin und wieder einmal, wenn er bei seiner Thätigkeit auf dem Rathause gesessen, etwas ihn wie mit einer unsichtbaren Hand gespenstisch Anrührendes. Aber so jährlings, blendend und betäubend war es ihm heute vor den Augen herabge-

jahren, daß seine sichere Kraft bis in den letzten Grund erschüttert worden. Nur das Eine, was er mußte, hatte er zu fassen vermocht; weiter noch nichts.

Mechanisch glitt er im Gehen mit der rechten Hand über die hohen, silbern-goldig neben ihm aufragenden reisen Kornähren. Das hatte er oft als Knabe gethan, — und wieder einmal, — ihm kam's, — vor noch nicht langer Zeit. Es floß ihm aus der Berührung der langen Grannen mit einem Gedächtnißhauer durch den Körper; er stand still und jäh um sich. War es nicht an diesem selben Wege gewesen?

Ja, — die Nacht lag so hell, ließ Alles zweifellos erkennen. Hier war er gegangen, dem schwarzen Waldrande drüben entgegen; um ein Dutzend Schritte weiter glimmierte der weiße Sandbodensteck, von dem eine Wolke von Bläulingen um ihn aufgestoßen. Nach der Anweisung Tina's hatte er in der funkelnden Vormittagssonne diesen Weg eingeschlagen, um Dode zu finden, ihr den Grund seiner Abneigung von jeher gegen sie rückhaltslos darzuthun. Und dann war er hier zurückgekommen, ohne mit ihr gesprochen zu haben, weil sie schlafend unter dem Baume gelegen.

Warum hatte er sie damals nicht geweckt, mit schönungslosen Worten ihren Stolz, ihren Trost herausgefordert, daß sie auch ihn in Zorn gebracht, zum Haß gegen sie aufgesamt hätte? Es wäre besser gewesen.

Was sollte das? Wer Dornen gesät, mußte Dornen ernten. Nur der Weg wußte ihm die Erinnerung daran.

Aber unwillkürlich folgte er demselben jetzt weiter nach, wie damals in der Sonne. Ihm that noth, sich zu beschwichten, Rast für den Körper zu suchen, um seine Gedanken sammeln, auf ein festes Ziel richten zu können. Weiter drüben stand sich ein Sitz, den er schon einmal eingenommen; dahin zog's ihn. Es war der rechte Platz für eine letzte Rückschau, ein Abschiednehmen von der Vergangenheit.

So ging er weiter, eine Strecke noch im Lichte, dann hörte dies mit einem Schlag auf. Der absteigende Mond trat hinter die hohen Waldwipfel, unter denen das Auge beim ersten jähnen Uebergang nichts mehr gewahrte; ein Scheidestrich trennte die Glanzhelle von tiefster Nacht. Der Hintergrund wurde müde anhalten, den Blick zu gewöhnen, der allmäßig wieder die Fortsetzung des Pfades unterschied, zwar mehr ahnend, als wirklich erkennend. Undurchdringliche Schatten lagen rechts und links, doch ein Abglanz von der Lichtung drübenher machte tastendes Vorwärtshschreiten möglich. Und in Follart war jetzt der Wille nach geworden, zu jener Stelle zu gelangen, als könne er dort allein finden, wonach sein Kopf suchte.

Nun kam ihm ein Anhalt, der geisterhaft mattaufspiegelnde und wieder verschwindende Glümer zur Linken war die Au; wo sie fast in rechtem Winkel umbog, wenige Schritte nur zwischen die Stämme hinein mußte er seinen Zielpunkt treffen. Das Gedächtniß täuschte ihn nicht; dort in der schwarzen Finsterniß hatte Dode schlafend gelegen, und er auf dieser Baumwurzel, die seine Hand überglitt, gesessen. So, wie jetzt.

Kein Laut um ihn her, nur in ihm das schwer und hoffnungsleer klopjende Herz. Ja, der richtige Sitz war's, deutungsvoll dem Gefühl und der Erkenntniß des Rastenden entsprechend. Draußen die überstrahlte Welt und um ihn dieses Dunkel.

Die Welt, in die er davon sollte, um sein Dasein zu ringen, es weiter zu fristen. Wohin und wozu? In der Fremde, wie ein gescheuchtes Thier; losgerissen von Allem, was sein Leben bis heute besessen, leer, freundlos und freudlos. Und daß die Zukunft so vor ihm lag, seine eigene Schuld war's, von Knabenzeit gesammelt, gehäuft. Ohne sie hätte er jetzt, — vielleicht, — unter dem Schicksalschlag nicht einsam zusammenbrechen müssen. Wenn er die Dornen, den Haß nicht ausgefaret.

Gewaltsam schüttelte er es von sich ab, er mußte Anderes zu entwirren suchen und dachte nach. Was half es denn, daß er fortging, verschwand, bei Tag und Nacht von Sorgen und Angst um die Zurückgebliebenen gemartert? Ein neuer Bürgermeister kam, — würde er weniger scharfsichtig sein? Es ließ sich nicht hoffen, nicht erwarten. Nur eine Frist war's, dann brach das Verhängniß doch herein.

Nein, für die Schuldlosen, für Tina und für Dode ließ es sich nicht erhoffen, für den Schuldigen nicht erwarten. Gleicherweise mußten sie in dem hereinbrechenden Sturm untergehen.

Und doch, er durfte, er konnte nicht anklagen, wie vor dem Richter nicht, so auch nicht vor sich selbst. Er brach Pflicht und Eid damit, aber nach einer höheren Satzung mußte er's. Und nicht vor sich selbst durfte und konnte er den Schuldigen anklagen, denn die Erkenntniß seines schuldig Gewordenseins, das tiefeste Mitleid, die Sohnesliebe legten sich in die Wage und zogen die Schale der Gerechtigkeit empor.

Nichts, — als Ende alles Denkens auf der Erde, nichts, als das tödliche Verlangen, zu helfen, gut zu machen, und die Verzweiflung, es nicht zu können.

Die Stunden schritten; gleich dem Zifferblatte einer Uhr lagen die Felder draußen, von denen das Mondlicht schwand. Ferner und fernher, vom wachsenden Schattenwurze des Waldes verdrängt, rückte die beigeblümte Welt in die Weite, ein schmäler und schmäler Streifen, und nur die Nacht blieb.

Plötzlich fuhr der Kovi Follart's, von einem Gedanken durchgeschossen, auf. Unbewußt hatte es sich ihm schon länger darin zusammen gebildet, überallher, doch auf einmal stand's jetzt klar und fertig zugleich vor dem Erleben seines Verstandes und seines Gefühles. Wenn bei einer Entdeckung der Verdacht der Schuld auf einen Anderen fiel, — überzeugend, weil er aus Furcht davor, aus Gewissensbissen selbst seinem Leben ein Ende gemacht.

Dann trüge sein Gedächtniß allein die Schande, die er den Zurückbleibenden abgenommen, — und er selbst brauchte nicht mehr mit doppelter Marter im Herzen in die dunkle, fremde, leere Welt hinaus, — schließen sich mit dem letzten Bewußtsein, Sohnes- und Bryderpflicht erfüllt. Haß mit Liebe vergolten zu haben.

Vielleicht war's ein Drugblendwerk der Hoffnung, doch übermächtig fühlte es ihn. Er wollte nicht darüber denken, ob es täuschen könne. — Eines, das Letzte brachte es mit Gewissheit, und jäh stand er von seinem Sitz auf. Wenige Schritte vor ihm lag die Au, erkennbar jetzt, denn im Osten kam der neue Tag heraus und warf seinen ersten Schimmer unter das übernickende Gezweig auf das stille, tiefe Gewässer. Und rasch trat sein Fuß darauf zu.

Da tönte hinter ihm aus der schwarzen Waldnacht zweimal der Ruf einer Stimme: „Follart, — Follart!“

Wie von einem Blitze getroffen, fuhr er zusammen, stand gelähmt, betäubt. Die Stimme Dode's war's gewesen, doch sonderbar, wie er sie nie im Leben vernommen. Eine Sinnesstörung der überreizten Nerven mußte es sein, des letzten Augenblickes, ehe sein Denken und Empfinden für immer erlosch.

Ohne Bewußtsein wandte sein Kopf sich jetzt und sah zurück. Hinter ihm war Alles dunkel, still und reglos.

Nein, doch nicht, — da wiederholte sich der sonderbare Ton, deutlich vernehmbare Worte: „Warum, — warum haßt Du mich so?“

Das war kein Sinnestrug, sondern von Menschenlippen gesprochen, aber nicht von wachenden, unverkennbar im Schlafe, im Traume. Die Kniee Follart's zitterten, er schwankte, brach zusammen. Zum ersten Male im Leben drohten seine Sinne ihm in einer Ohnmacht zu vergehen.

Minuten vergingen, ehe er sich zu regen, aufzurichten vermochte, das Morgenlicht hatte zugenommen, spielte zwitternd zwischen die Stämme hinein. Athemverhaltend, lautlosen Schrittes bewegte er sich vorwärts; dann unterschied er eine hingestreckte Gestalt, an der nämlichen Stelle, wo Dode damals am Mittage so gelegen. Behutsam bückte er sich über sie, sie schließt; ihr blaßes Gesicht ließ sich im Umriß erkennen. Stunden hindurch hatte er, einige Schritte von ihr entfernt, ohne Ahnung in ihrer Nähe gesessen.

Warum befand sie sich in der Nacht hier, sie, die allein von der Schreckniß, die über dem Hause lag, nichts wußte?

Sie war vor ihm daraus fortgegangen, um nicht länger mit ihm zusammenleben zu müssen. So, wie er Tina gesagt, daß er es thue.

Follart begab sich wieder von ihr fort und setzte sich hattlos auf den Boden. Was hatte sich denn geändert, daß er seinen vorher gefaßten Entschluß nicht ausführte? Hier freilich konnte er's jetzt nicht, sie wäre davon erwacht. Doch etwas weiter entfernt; auch dort war die Au tief genug.

Aber ein Nachtlang im Ohr lähmte ihm die Fähigkeit, sich zu regen, etwas zu wollen. Warum hatte sie im Traume seinen Namen gerufen und mit diesem Tone, der Alles in ihm zu irrem Zittern gebracht, ihn vom Todesprunge zurückgerissen? Warum fragte sie im Traume, weshalb er sie so haßte?

Um nicht mit ihm weiter zu leben, hatte sie das Haus verlassen. Wenn nichts Anderes ihn gezwungen, hätte doch Drang ihn dazu getrieben, das Nämliche zu thun, — und sie würde geglaubt haben, er sei aus Haß gegen sie fortgegangen.

Was wollte, — was suchte sie hier, — hier an dem stillen, dunklen Wasser, das eben seine Sinne mit dämonischer Anziehungs Kraft überwältigt gehabt?

Ein Schauder, heiß und kalt zugleich, durchrasselte ihm die Glieder; sein Herz klopfte, ihm ein wirres Brausen im Ohr erregend, mit unverständlicher Heftigkeit. Er fühlte das zähne Verweilen auf dem Boden nicht ertragen, sprang auf und trat hinter einen breiten Baumstamm. Dort stand er, ungewiß auf etwas wartend, mit unverwandt auf die Schlafende gerichtetem Blicke.

Und heller ward's; nun schoß ein blixender Lichtfunke am Horizonte auf, wie ein Goldpfeil gerade in den Wald hinein. Ein paar Minuten noch, dann lag

das Gesicht Dode Utgersens von Sonnenstrahlen überflossen, und sie reckte die Hände, bewegte den Kopf, fuhr halb aufrecht empor. Blendend fiel das Gesunkel ihr in die flüchtig geöffneten Augen, daß sie die Lider wiederum schloß.

Aber sie war nicht überrascht und bestremdet von dem, was sie um sich gesehen, wußte genau, wo sie sei. Auf der Wanderung im Traume hatte sie unablässig nach diesem Ziele gesucht und der kurze Ausblick ihr gedeutet, daß sie's erreicht. Dort unter dem überhängenden Gezweige lag der sichere Versteck vor ihr, wo sie Niemand fand, das Bett, in dem es sich so schön und ruhig und fest, ohne Furcht vor dem Aufwachen schließt. Sie brauchte nichts mehr zu überdenken, in ihrem Herzen, ihrer Seele stand Alles fertig. Einmal auf dem Wege war sie Follart begegnet und von thörichter Angst überwältigt worden, ihn anzurufen, zu fragen, warum er sie so haßte. Er hatte nicht darauf geantwortet, nur mit der Hand deutend gesagt: „Geh' weiter und leg' Dich schlafen! Du bist müde, und gleich bist Du dort. Das Beste ist's für Dich und mich.“

Volles Licht übersloß die Welt, doch es war eigentlich noch nicht Tag, noch helle Nacht nur; kein Leben regte sich, die Vögel schwiegen, die Insekten flatterten noch nicht. Ein paar ruhige Athemzüge lang blieb Dode in ihrer sitzenden Stellung, dann erhob sie sich und bewegte die Füße vor. Es bot seltsamen Anblick; sie wachte und stand doch unter der Herrschaft des Traumes. Wie nachtwandelnd, mit geschlossenen Augen gehend, schritt sie sicher gegen die Au hinan. In ihrer gegenwärtigen Erscheinung kam ihr ganzes Wesen zum vollen Ausdruck, das fremd in's Leben hineingerathene, das im Traume in seinem Inneren Hülse suchen mußte, aus der Irre einen Weg zur Ruhe zu finden.

Zwei Schritte noch war sie von dem dunklen Wasser entfernt, da umfaßte von rückwärts plötzlich ein Arm fest ihren Leib, und eine bebende Stimme fragte: „Was willst Du?“

Sie schrak mit einem furchtbaren, ihren Körper durchfahrenden Stoße zusammen, offenbar von dem Tone erst aus halber Sinnesbewußtlosigkeit erweckt und aufgeschreckt. Ihre Lider öffneten sich, und ihre beiden Augen sahen wie zwei im Winde zitternde Glockenblumen dicht in das Gesicht Follart's.

Eine Secunde oder eine Ewigkeit lang brachte auch er kein Wort hervor, hielt sie nur unentzündbar mit eiserner Kraft zurück. Dann rang er gewaltsam aus der Brust, über die Lippen:

„Wenn Du nicht, — wenn es Dir ein Triumph ist, sei's, — aber Du sollst es hören, einmal muß ich Dir's sagen. Ich hätte nicht aus Haß gegen Dich das Haus verlassen, sondern aus Liebe, die es nicht mehr ertragen gekonnt, so neben Dir fortzuleben.“

Ein todeslautloser Augenblick in der blizzenden Morgensonnen, dann ein Aufschrei. Als jasse ein Sturmlaub die beiden Glockenblumen, verschwanden sie; der Kopf Dode's fiel, wie der einer Leblosen vorüber und sie glitt in dem Arme Follart's zu Boden. Ein wahnungriger Schred durchfuhr ihn; war sie tot? Sie schien's; mit weißem Gesicht lag sie, ohne Regung, hörte nicht auf den angstvollen Ruf ihres Namens von dem Mund des neben ihr Knieenden. Besinnungslos fühlte er nach ihrem Herzen, — da kam der Schlag desselben ihm krafftvoll, hastig entgegen. Sie lebte, seine Unbekonnenheit hatte sie nicht getötet, und ihr klopfendes Herz redete, was sie mit bewußtloser Ohnmacht überwältigt habe, eine Antwort auf sein Geständniß.

Eine Antwort, die ihn ihre Hand lassen, sie mit Küssem bedecken ließ. Dazu sprach er, ob sie es auch nicht vernehmen möchte, die Lippen dicht über sie hinwegend. Er mußte sich von lang verschwiegenem befreien, sagen, was er um sie gelitten und in sich verschlossen. Sie lag noch wie tot, unsfähig, ein Glied zu regen; die Erstüttung ihrer Nerven war eine zu jähre und ungeheure gewesen. Doch ihr Geist war nicht besinnungslos gelähmt, sie hörte jedes seiner Worte, trank es mit den leise atmenden Lippen in ihr Herz hinein. So stieg die Sonne langsam höher, und das hängende Gezweig der Au begann Schatten über die Liegende zu streuen.

Dann kam Bewegungsvermögen in die Hand Dode's, als sei in dieser von den Küssem zuerst rückkehrenden Leben aufgeweckt. Sie suchte tastend nach der Hand Follart's, die sie fest umklammerte, stumm und gebend, daß ihr schwander Sinn einen Halt gefunden, den er nicht mehr verlieren konnte. Eine Weile blieb sie so noch liegen, ehe sie sich, von seinem Arme unterstützt, zum Sitzen aufrichtete. Noch mit geschlossenen Augen, und wie sie diese nun ausschlug, fiel der erste Blick derselben auf das dunkle Wasser vor ihr. Ein Schauder rüttelte sie, schnell wandte sie das Gesicht, schläng den Arm zu noch einem Halte um den Nacken des neben ihr Sitzenden und sprach als erstes Wort seinen Namen. Eine Welt von leidvergessener Seligkeit lang daraus und doch auch noch Unbegrißenes in der Frage, die sie nachfügte:

"Seit wann liebst Du mich auch, Follart?"

"Seit einem Mittage, Dode, an dem ich Dich hier an der gleichen Stelle schlafend fand, und Glockenblumen über Dir mich mit Deinen Augen ansahen. Ein Geheimniß meines Herzens war's, das der Wald mir mit ihnen in der Geistermittagstunde offenbarte."

Er berichtete, wie er wohl eine Stunde, sie anblickend, schweigend drüben gesessen und, nicht von ihr bemerkt, anders fortgegangen sei, als er gekommen. Doch daran, an dem, was vorher gewesen, wollte er nicht röhren, und er brach ab:

"Seit wann liebst Du mich, Dode?"

Nun war's, als fliege noch einmal durch das schattende Gezweig ein Goldstrahl der Sonne in ihre Augen. "Seit wann? Du müßtest fragen, seit wann nicht, Follart, und ich wußte auch darauf keine Antwort. Ich habe Dich geliebt, so lange mein Herz schlägt, schon als kleines Kind anders, mehr als eine Schwester. Ich kannte nichts, konnte

rißen; zu Tode erblaßt, schreckensstumm blickte er ihr in's Gesicht. Verwundert, doch nichts weiter, fragte sie: "Weshalb springst Du so hastig auf, Follart?"

Worten Lust machen. Unmöglich fiel's, sie in diesem Augenblicke mit dem Blüschlage der Wahrheit nieder zu schmettern. Follart suchte, — suchte, — nach einer Erwidierung, brachte halb verworren hervor:

"Nein, zum Vater nicht, jetzt nicht. Sein Gemüth ist heftig er-

regt, — Du

hörtest in

der Nacht

nicht mehr,

er brachte

uns die

Nachricht,

dass die Ti-

na verloren

gingen sei.

Aber sie

selbst, Tina,

ich will sie

aussuchen, zu

uns in den

Garten zu-

reien, — das

ist das Beste,

— komme!"

Nur er

allein trug

ja das Ent-

setzliche als

Geheimniß

in sich. Nie-

mand in der

Stadt wußte, ahnte davon. So war's nicht zwingend, dass er schon in dieser Stunde forteilte; er konnte, mußte noch einmal mit Tina sprechen.



Pierrot (1846).



Columbine (1683).



Arlechino (1658).



Brighella (1580).



Harlequin (1659).



Pantalone (1550).



Scaramouche (1700).



Pierrot (1846).



Brighella (1580).

nichts denken in der Welt, wie Dich; mein Auge und Ohr hing nur an Dir, und jeder Traum brachte mich zu Dir. Meine Liebe für Dich war all mein heimliches Glück, und daß Du mich nicht liebst, all meine Lebensnoth und Trauer."

Sie saßen, sich umschlungen haltend, glücklich Worte und Blicke tauschend, redend, wie sie wechselseitig sich von dem Anderen nur mit gesteigertem Widerwillen ertragen gewähnt, hundertfältig täuschende, scheinbare Begründung dafür aus den letzten Monaten hervorjuchend. Dann sagte Dode einmal:

"Doch wie fandest Du mich in der Nacht, kamst darauf, mich hier zu suchen? Hattest Du während des Sprechens mit dem Vater gesehen, wohin ich ging? Das konntest Du doch nicht."

Als ob die Erde plötzlich unter ihm geschwankt und ihn mit einem Stoße vulkanischen Ausbruchs in die Höhe geschleudert, flog Follart empor. Er hatte Alles vergessen gehabt, in einer Traumwelt gelebt, wo der feste Schlag des Herzens alle Gebanken des Kopfes ausgelöscht. Doch auf einmal sprang die Wirklichkeit, die ihn zur Nacht hierhergebracht, wieder gegen ihn an, einem Raubthiere gleich, wild, unerbittlich. Sein Arm hatte Dode nicht gelassen, sie mit vom Boden ausge-

Ja so, sie wußte ja von nichts, von nichts als dem neuen, noch kaum glaubhaften Glücke. Sollte er ihr dies wieder in lichtlose Nacht zurückstürzen, auch ihr die Wunderonne dieses jungen Morgens vom Himmel herabreissen, wie ihre arglose Frage es ihm gethan? Nein, um nichts, — und doch, was konnte, mußte er? Sterben konnte er ja nicht mehr, er wollte und mußte leben für sie, für sich selbst und durfte doch nicht bleiben. Stotternd antwortete er:

"Ich bin nicht mehr, — ich habe mein Amt niedergelegt, muß in fremde Welt davon, Dode, um mir einen Lebensunterhalt zu verschaffen. Was soll werden? Wir müssen von einander, — noch heute."

"Von einander?" Sie schlängelte schreckhaft den Arm um ihn, — "nein, nie mehr! Wo Du bist, bin ich! Mir kommt's, ich höre noch auf dem Flur von einem Briefe, den Du geschrieben; das kann ja noch ungeschehen gemacht werden. Komm' zum Vater, ihm Alles zu sagen, — daß ich Deine Frau, daß ich die Frau Bürgermeisterin sein werde. O, wie das klingt, — wie das klingt! Wie Alle die Frau Bürgermeisterin bezeichnen werden!"

Sie lachte, wie sie's noch niemals im Leben gethan. Es war ihr nicht zu Sinn danach, aber das trunken, von Glück überschwemmende Herz mußte sich in närrischen,

Eine Hülse gab's nicht, — doch um Dode's willen; — was er wollte, im Sinne trug, wußte er nicht. Er fasste die Wangen der Geliebten plötzlich zwischen seine Hände, sah ihr in die Augen und sagte: "Du willst sein, wo ich bin? So komm!" Und er küßte zum ersten Male ihre Lippen; dann gingen sie.

Um fast zwei Stunden früher, bald nach dem ersten Aufzuhören der Sonne, hatte Tina, zu einem Ausgange angekleidet, das Haus verlassen. Gleichmäßigen Schrittes wanderte sie auf der breiten Landstraße nach Westen entlang, deren Seitenränder, mit wildem Zaungrabenbewuchs hoch verwachsen, sich einzörmig neben ihr hinziehten. Der Weg lag noch still, weder von Fußgängern, noch von Fuhrwerk belebt: einzige eine Goldammer wiegte auf schwanken Buschspitze ihre gelbe Brust im Glanzlichte des Morgens, ließ ihren kurzen Gesang hören, flog stets vor dem heranommenden Mädchen auf, saß abermals auf niedendem Gefülltheit und wiederholte immer in gleicher Weise ihr eintöniges Lied. Es kam Tina, daß sie vor einiger Zeit gelesen, ein Dichter habe dasselbe in Worte übertragen, und nun vernahm

sie diese deutlich auch jedesmal; „Wie, wie, wie hab' ich dich lieb!“ Sie nickte; das sang der goldig in der Sonne schimmernde Vogel, nie von ihr erreicht, stets wieder ein halbes Hundert Schritte vor ihr: „Wie, wie, wie hab' ich dich lieb!“ Nur einmal hielt sie kurz an; die Straße hob sich etwas und bot über ein graues Feldhochthor hin einen Rückblick auf die Hasenbucht. Blau dehnte sich unter dem wolkenlosen Himmel das Wasser an den Horizont in die offene See hinaus, ein Schooner mit weißglänzenden Segeln lief in Kreuzschlägen darüber. Darauf verweilten die Augen Tina's so lange, daß die Ammer zweimal vom gleichen Baumzweig ihrem Gesang anstimmen konnte; dann setzte sie den Fuß weiter.

Vor ihr links hinüber hoben sich hohe alte Ulmenwipfel, hinter denen, von hölzernen Pferdeköpfen am Giebel gekrönt, die Strohdachhäuser mehrerer großen Scheunen halb hervortauchten; bald zweigte von der Landstraße ein breiter Baumgang dorthin ab, ließ an seinem Ende quervor gelagert die vielfensterige Vorderseite eines schloßartig stattlichen Gutsherrenhauses noch aus dem vorigen Jahrhundert gewahren. Darauf wandte sich die einjame Frühgängerin zu; unter dem dunklen Laubdache fiel jetzt Schatten mit einem kühlen Aushauch herab, daß es sie überfröstete und ihre Hand unwillkürlich den leichten Sommerschal auf der Brust zusammenzog. Die Goldammer war hierher nicht mit abgekommen, ihr Ruf tönte nur noch verflüchtigt von der Straße nach, bald nicht mehr vernehmbar. Dagegen kam von den Scheunen und Stallgebäuden des großen Gutes Geräusch der erwachten Thätigkeit; man hörte sie, das Auge nahm noch nichts davon gewahr.

Doch jetzt regte sich auch etwas. Durch die Stoßpforte eines schon abgeernteten Feldes schritt von der Seite her Jemand gegen den Baumgang, schwang sich mit fräftigem Satze über einen ziemlich breit abtrennenden Graben und stand unvorhergesehen auf einmal zwischen den Stämmen. Der Besitzer des Grund und Bodens war's, Asmus Lelenmerz, ersichtlich auf einer wirtschaftlichen Ueberfahrt haltenden Morgenumwandlung begriffen. Umheit vor Tina gelangte er durch den Sprung in den Weg, er hatte sie nicht bemerkt gehabt, wie sie ihn nicht. Nun stutzte er zurück, sein Gesicht überzog sich urplötzlich mit einer hochrothen Färbung, mechanisch riß er nur hastig den breiten Kremphut vom Kopfe, doch stand wortlos wie angenagelt auf dem Flecke still. Um ein Wimpernzucken lang that auch Tina das nämliche, aber dann trat sie rasch, ihm die Hand zum Grusche hinstreckend, auf ihn zu und sagte: „Guten Morgen, lieber Freund.“

(Schnell folgt.)

Nachdruck verboten.

Vom Bühnen-Kostüm.

Von Robert Pröß.

I.

Mit dreizehn Abbildungen.

Su allen Zeiten war es, wie Shakespeare in Hamlet sagt, der Zweck der Bühne: „Der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Jüge, der Schnach ihr eigenes Bild, und dem Jahrhunderte und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen.“ Zu Letzterem gehört auch das Kostüm, die Tracht und die Mode, und zwar um so mehr, je tiefer beide in den Sitten einer Zeit begründet sind, je mehr das Schauspiel diese Sitten zu schildern und zu veranschaulichen sucht. Natur und Kunst sind aber deshalb noch keineswegs dasselbe. Die Natur und Wirklichkeit auf der Bühne sind, wie sehr auch das Abbild des Lebens, doch noch von der Natur und Wirklichkeit im Leben verschieden. Die Bühne steht unter anderen Gesetzen, als dieses, weil sie wesentlich andere Zwecke verfolgt. Ihre Conventions sind daher andere, und seine Kunst ist in gleichem Umfange an conventionelle Rücksichten und Formen gebunden, als die theatralische, vielleicht weil sie die zusammengehörige ist. Die scenische Ausstattung ist zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern eine sehr verschiedene gewesen, was theils von der veränderten Wirksamkeit der dem Menschen innenwohnenden Grundtriebe, dem der Bebarung und dem zur Veränderung, sowie von der Verschiedenheit des Kunstsprachens und Kunstsprachmades abhängt. Die scenische Ausstattung hat daher ihre Entwicklung gehabt, und nicht alle Theile derselben haben immer gleichmäßig an letzterer Theil genommen, schon weil jeder Theil seine besonderen Conventionen hat.

Das Bühnen-Kostüm ist lange ein sehr conventionelles gewesen. Sollte es doch immer weit mehr dem Geiste und Zweck der Dichtung, als dem wirklichen Leben entsprechen, und verlor das Kostüm der Wirklichkeit doch schon selbst in großem Umfange auf Uebereinkunft! Für die strenge Beobachtung des historischen Kostumes fehlte es ferner lange an genügender Kenntniß desselben. — Betrachten wir das Kostüm der griechischen Bühne! Woher der Rothum, der diabolische Stiel der Heldenspieler, und der Soccus, der niedrige Schuh der Komödier, die Posturierung, Haarwulste und Maske? Hand man sie in der Natur und Wirklichkeit, welche man nachahmte? Gewiß nicht. Sie entsprachen und dienten vielmehr nur dem Geiste und Zweck der die Wirklichkeit nachahmenden Dichtung. Man nahm zu jenen Abweichungen von der Natur keine Rücksicht, theils um die individuelle Persönlichkeit des Schauspielers, die man als Störung des beabsichtigten Eindrucks empfand, darunter verschwinden zu lassen, theils um der Darstellung eine Bedeutung zu geben, welche, obgleich sie Nachahmung der Wirklichkeit war, sie über diese hinauswog und geeignet schien, den Zuschauer in eine feierliche Stimmung zu versetzen.

Bei der feindlichen Haltung der christlichen Kirche gegen die griechisch-römische Bildung konnte das Theater der Alten zunächst kaum einen Einfluß auf die Ausbildung des mittelalterlichen furchtlichen Dramas gewinnen. Dagegen erhielten sich, wie die Masken der italienischen Siegreif-Komödie, der Commedia dell' arte, beweisen, in den nebenherlauenden welt-

lichen Volksspielen einzelne Elemente desselben. Ein ähnlicher Zusammenhang dürfte wohl auch zwischen ihm und den ballerottigen Tänzen bestehen, die an den Höfen der Fürsten und in den Palästen der Großen gepflegt wurden, und aus denen sich das Ballett später entwickelt hat, da hier und dort die Mode eine so große Rolle spielte, daß man bis in's 18. Jahrhundert hartenfalls daran festhielt und derartige Spiele und Darstellungen wohl auch Masken und Maskeraden genannt wurden. Weinen die, die ältesten Balletts einleitenden und wohl auch zwischen die Alte der älteren Dramen eingelegten Tänze von Mohren, Wilden, Riesen und anderen grotesken Figuren doch sicher auf die Schauspielungen der fahrenden Leute hin! Noch die ersten Wandertruppen englischer Schauspieler waren von Tänzen und Springern begleitet, und selbst den Aufzügen des Frohleichtamstestes fehlten jene grotesken Figuren nicht.

Entschiedener noch weisen zum Theil die Gewänder, welche das Kostüm des mittelalterlichen furchtlichen Dramas bildeten, auf einen entseiteten Einfluß des altgriechischen Theaters hin. Bemerkenswerth ist hierfür eine Beschreibung, welche sich von den Coventry-Spielen aus dem fünfzehnten Jahrhundert erhalten hat. Hier nach trug Christus einen weißen, schaledernen, mit Symbolen bemalten Rock, dessen Ärmel in Handschuhe ausließen. Das Haupt bedeckte eine Perücke. Die Füße waren mit rothen Sandalen bekleidet. Die Engel erschienen in weißen Chorrocken mit Flügeln. Sie schritten auf einer Art Rothurn, „Ähre“ genannt, einher. Bei den Rollen der Frauen und Teufel waren auch Masken üblich.

Das mittelalterliche furchtliche Drama hatte einen überwiegend symbolischen Charakter. Später spielte die Allegorie eine große Rolle darin. Es entstanden die Streitspiele und Moralitäten. Beide nahmen auch realistische Elemente aus den Farben, den Zwischen- und Fastnachtsspielen, auf. Das Kostüm wird diesen Einflüssen entsprochen haben. Es hat auch schon damals weder ihm, noch der scenischen Ausstattung überhaupt gelegentlich an Glanz und an Pomp gefehlt.

Obgleich die Italiener bei Gründung des Renaissance-Dramas das Drama der Griechen und Römer wieder heranzuließen suchten, sahen sie dabei doch vom Kostume der antiken Bühne ab. Dies mag theils aus der mangelnden Kenntniß des Bühnen-Kostumes der Alten, theils aber auch daraus erklären, daß Oper und Singspiel bei ihnen früher zur scenischen Ausbildung fanden, als die Tragödie. Der Gelang aber duldet keine Maske, und das Charakter-Lustspiel der Griechen und Römer, welches man lediglich nachahmte, hatte schon selbst dem Soccus, zum Theil auch der Maske entagt. Dazu kam, daß das neue Lustspiel die Sitten der eigenen Zeit geihelte, daß die Tragödie ihre Stoffe nicht blos dem griechisch-römischen Leben entnahm. Das antike Kostüm war also nicht durchgängig anwendbar, an historische Kostümkreise aber noch gar nicht zu denken. Man half sich daher mit bloßen Andeutungen, welche willkürlich genug waren. Im Uebrigen lag die Tracht der Zeit, in der sich noch Mandes aus dem Alterthume erhalten hatte, dem Bühnen-Kostume zu Grunde, welches sehr bald conventionell wurde. Conventionell war vor Allem das Kostüm der volkstümlichen commedia dell' arte.

Die beigegebenen Illustrationen stellen die Haupttypen der commedia dell' arte in den verschiedenen Jahrhunderten dar. Fast jede italienische Provinz wurde in dieser Siegreif-Komödie durch einen charakteristischen Typus repräsentiert. So steuerte das übermuthige Neapel vor Allem die volkstümlichste Figur, den Pulcinella, bei, das Urbild des deutschen Hanswurst, und



Junge Löwen. Von W. Kuhnert. — Siehe Seite 39.

den Scaramuccia, den tölpelhaften Troubadour, der bei jeder passenden und auch unpassenden Gelegenheit seine Brügel empfängt. Aus Bergamo kommt der buntstechig gekleidete Arlecchino mit seiner Frische, — aus Venedig der Pantalone, der den venezianischen Pfahlbürger in allen seinen Völkertümern geizt, und der würdige Rotario mit seiner überhebenden Gelehrsamkeits-kramerei, — aus Florenz der Typus des dummen toskanischen Bauern, der Sientarello, — aus Bologna der ewig moralisierende Narcissino. Der gespenstische Leandro ist spanischen Ursprungs und wurde erst in neuerer Zeit als Gourmacher der Colombine in die italienische Volks-Romödie aufgenommen. Im Arlezzino ist wohl das Urbild des heutigen Vulcinello zu suchen, der in unseren Tagen auf der italienischen Volksbühne gewöhnlich die auf Seite 36 wiedergegebene Pierrot-Tracht trägt.

Was die commedia dell' arte so sehr in Aufnahme brachte, war zum Theil wohl die Einfachheit des Kostüms, welche für die Erwerbstheater, besonders die Wandertruppen, sich als große Bequemlichkeit und Kostenerparnis empfahl. So lange und so weit das neue Drama an Hosen und in den Palästen der Vornehmen gepflegt wurde, kann man freilich darauf, es so pracht- und geschmackvoll wie möglich ausgestalten. Die Erwerbstheater und wandernden Banden dagegen dachten sehr bald nur an Ersparnis, bis der Kampf und Wettkampf der Bühnen dieselben wieder nach dem früheren Ursprung als Anziehungsmittel greifen ließ. So unterscheidet der um 1600 lebende Spanier Augustin de Rojas bereits acht verschiedene Gattungen von Schauspielertruppen und zwar hauptsächlich nach der verschiedenen Größe ihres Personales und ihres Gepäcks. Die größte dieser Truppen bestand aus achtzehn Personen und führte ein ungeheueres Gepäck mit sich.

Lange war auf der öffentlichen Bühne das Zeit-Kostüm vorherrschend. An historische Tiere war dabei freilich ebenso wenig zu denken, als an Angemessenheit mit dem Charakter und Stande der Rolle. Die Geschenke, welche einzelne Darsteller gelegentlich von ihren Gönnern erhielten, brachten es mit sich, daß die Diennerinnen nicht selten kostbarer als ihre Gebieterinnen bekleidet waren, und man in einem Stücke und einer Scene häufig die Modeltrachten mehrerer Seiten neben einander sah. Die vornehmnen Herren und Damen pflegten nämlich den Darstellern, denen sie wohlwollten, Geschenke von ihren abgelegten Hofkleidern zu machen, und einzelne Schauspieler verschmähten es nicht, ihre Gönnin in schmeichelnder poetischer Form an derartige Gaben zu erinnern.

In Corneille's „Andromedie“ erschienen Venus und alle übrigen Frauen prachtvoll in der Mode des Tages gekleidet, die Herren dagegen in Röcke und Helm, mit großen Federbüscheln und langen Loden. In der 1645 in Paris zur Aufführung gebrachten „Antia piazza“ gingen Ulisses und Diomedes geharnischt in kurzem Röcke mit Mantel und Schärpe, wogegen Achilles in seinem langen offenen Röcke, der einen kürzeren seien ließ, dem Leibchen und den mit Spangen befestigten weiten offenen Ärmeln, in der Hand einen Fächer, einer Hofdame ähnlicher sah, als einem griechischen Helden. Neben geschmackloser Willkür herrschte eine ebenso geschmacklose conventionelle Überlieferung. So heißt es in einer Beschreibung des Ballets „de la Reine“ vom Jahre 1596: „Circemant erschien in der alten ägyptischen Manier, Drittin nach der Mode der Nymphen, Floridor im französischen Geschmack, die Schäfer in der Tracht der atlantischen Hirten in reich mit Blättern bekleidet Seide.“

Der Einfluß der italienischen Schauspieler hatte in Paris die Aufnahme der lebenden Maskenfiguren in die realistischen Stücke zur Folge. Selbst Molière hat hierzu das Beispiel gegeben, — eine Unangemessenheit, für welche man damals sein Gefühl gehabt zu haben scheint. Racine legte wenigstens gegen die Allonge-Bürtze Verwahrung ein, in welcher der große Schauspieler Baron den Achill in seiner Völkigkeit darzustellen beabsichtigte.

Es macht unter diesen Umständen einen fremdländischen Eindruck, wenn man die charakteristische Verschiedenheit von Dichtern, wie Rotrou, Corneille, Racine, aus der Verschiedenheit des Bühnen-Kostumes ihrer Zeit zu erklären sucht. Eher wäre ein solcher Einfluß von dem wirklichen Kostüm und den wirklichen Sitten ihrer Zeit annehmbar, wenn der Dichter nicht gehalten wäre, Kostüme und Sitten derselben Zeit, welche er schildert, mehr in Betracht zu ziehen, als die, in welcher er lebt. Datum würde es fehlerhaft sein, heute die Tragödien jener drei Dichter in dem Bühnen-Kostüm ihrer Zeit aufzuführen, um sie für uns lebendiger und genießbarer zu machen. Bei einem Dichter wie Molière, der gerade die Sitten und das Kostüm seiner Zeit vorzugsweise zur Darstellung bringen, d. i. komisch beladen wollte, ist dies etwas Anderes. Darum hat sich hier das Zurückgreifen auf das Kostüm seiner Zeit vollkommen bewährt, während ein 1833 gemachter Versuch, einen Alt der Phädra des Racine und des Bradon im Kostüm der Zeit dieser beiden Letzteren aufzuführen, völlig verunglückte. So verjagte auch das Zurückgreifen auf das Kostüm im Lustspiel, weil man es hierbei nur mit einer erstorbenen Zeit-Convention zu thun hatte. Im Ballet wurde dagegen die Maske erst von Bestris in der Rolle des Jason aufzugeben versucht. Doch nur die Solo-Tänzer folgten dem Beispiel, wogegen der Chor, trotz der Belästigung Roverre's, noch bis 1787 fest daran hielt.

Molière war der Erste, welcher, wie für Natur und Wahrheit, für die Angemessenheit des Kostumes mit dem Charakter der Zeit und des Ortes der Darstellung, sowie auch mit dem der darzustellenden Rolle eintrat. Nach seinem Tode und dem Rücktritte Racine's von der Bühne konnte hierbei zunächst keine weitere Besetzung eintreten, weil damals die Sitten tiefer und tiefer sanken. Die Kleidung der Damen auf der Bühne wurde immer überladener und aufsässiger. Die Schleppkleider und Reifrothe samten so in Aufnahme, daß selbst die Krieger und Helden der Bühne nur noch in kurzen Reitrocken mit großen Allonge-Perrücken austraten. Die galanten Verhältnisse der Schauspielerinnen brachten es mit sich, daß eine die andere mit ihrem Toiletten-Aufwande in Schatten zu stellen suchte. Adrienne Leconeur besaß eine so reiche Garderobe, daß die Sängerin Polissier sie nach dem Tode der großen Tragödin mit dem Gelbe des reichen spanischen Wedeliers Lopez Dulis für 1000 Livres erstand, um sie in der Ballett-Oper „Le carnaval et la folie“ alle nach einander zum Entzücken des Publikums und begeistert von ihren Colleginnen vorzuführen.

(Zwei weitere Artikel folgen.)

Rasse und verboten.

Die Erfindung einer Unentbehrlichen.

Von Hans Boeck.

Hier dem Schlagwort „Wer hat die Büste erfunden?“ ging jüngst durch einige Blätter eine diese Frage beantwortende Notiz, in welcher auf Grund eines Aufsatzes des Oberamtmannes Ruth in Donaueschingen, Leodegar Thoma, ein Büstengeschoß von Todtnau im böhmischem Schwarzwald, als Erfinder dieses nützlichen Hausrathes bezeichnet wird. Es wird erzählt, daß er die Müllerlei erlernt hatte und als Mühlbürste auf Mittel sah, wie er sich das Zusammenföhren des Mehlsstaubes erleichtern könne. Da sah er auf den Gedanken, ein Stück Holz zu durchbohren und in den Löchern Schweinsköstchen mit hölzernen Nägeln zu befestigen. Damit hätte er die Büste erfunden. Im Jahre 1770 fing er an, gewöhnliche Büsten zu fertigen und zu verkaufen; bald nahm die ganze Familie an der Büstenarbeit Theil, und es konnten einige Haushälter angestellt werden. Das war der unscheinbare Anfang einer Industrie, die in Todtnau und den in der Nähe liegenden Orten besonders heimisch wurde, und jetzt etwa einhundert Büstenschmieden, einhundert Verkäufern von Büstenhölzern und fünfundsechzig Haushaltern Nahrung giebt. Der Wert der dort jährlich gefertigten Büstenwaren wird auf eineinhalb Millionen geschätzt.

An der Richtigkeit des letzten Theiles dieser Nachricht zweifelte ich nicht im Mindesten, wohl aber hatte ich hinsichtlich der Correctheit des ersten Theiles sehr gewichtige Bedenken, denn wenn die Büste wirklich erst vor etwas über hundert Jahren erfunden sein würde, so wären unsere Vorfahren viele Jahrhunderte lang mit unbekleideten Kleidern durch's Leben gegangen und also recht ureinliche Menschen gewesen. Der Schimpf, der unseren Vorfahren durch die Behauptung, daß sie die Büste, dieses Attribut einer tüchtigen Hausfrau, nicht gekannt hätten, zugefügt wurde, entrüstete mich sittlich, und ich beschloß, den Sachen auf den Grund zu gehen, und Statthat über dieselbe zu gewinnen.

Ich nahm zunächst meine Zuflucht zu Christoph Weigel's von Regensburg im Jahre 1698 erschienenem Werk: „Abbildung der Gemeine-Nüchtlischen Haupt-Stände“, in dessen Register ich zu meiner großen Freude auch den „Büstenbinder“ fand, der also schon damals existierte und, wie sein Name sagt, Büsten gebunden hat. Ich fand auch gleich einen hübschen Stich, auf welchem der Kramladen eines Büstenbinders dargestellt ist, der einer Frau seine Erzeugnisse anpreist. Außerkehrwischen, Lehrbeben und fächerförmigen Büsten sieht man auch runde, ovale und vieredige Büsten liegen oder hängen. Die Ehre unserer Vorfahren war also gerettet. Und der Text, der das Bild begleitet, berichtet: „Wer die ersten Büsten gemacht, und wann man sich derselben angefangen zu gebrauchen, ist eine Sache, die ja gewiß nicht samm angezeigt werden. Daß dieses Handwerk schon lange Zeit üblich und im Schwang gewesen, ist hieraus etlicher Massen abzunehmen, weil es allbereit nur in der Kaiserl. freyen Reichs-Stadt Nürnberg allein in die zweihundert Jahr getrieben worden.“ Durch diese Mittheilung ist die Existenz der Büstenmacher und somit auch der Büste bereits für den Schlub des Mittelalters nachgewiesen.

Weigel schreibt ferner, daß die Büstenbinder in Nürnberg als Meisterstück 1. Eine Kleiderbüste fertigen müssten, zu welcher ein Pfund Vorsten verwendet, und die hiernach mit Seide umwickelt „und mit höchstem Fleiß auf das zierlichste und netteste ausgemacht“. 2. Eine Breibüste und 3. Eine mit Seide ausgemachte Reibbüste. Außerdem fertigten sie zu Weigel's Zeiten „auch allerlei Büsten und Lehrbüsten, nämlich Büsten, das Haupt und Haar damit zu strecken, und den Schnuz herab zu büsten. Item Kleiderbüsten, die Kleider von Staub, Federn, Haaren und anderer Unreinigkeit, so sich darauf setzt, ab- und auszuwaschen. Ingleichen Schuhbüsten ... Krabbüsten, womit innerlich die Trint-Gläser und Krüge gepumpt und rein gemacht“ u. s. w.

Über die Anfertigung dieser Büsten wird sodann noch berichtet: „In allen Büsten werden meistentheils Schweins-Haar oder Vorsten ... dann dazu gemachte Breitlein und Holzwerk genommen, wovon viel Löcher nebeneinander gehobret sind, und zwar so weit, daß die Spitze eines Fingers in jedes Loch geht, und in jedes Loch ein Büschlein Vorsten mit Harz und Pech fest gemacht, die Stiele aber der Büsten werden mit gesärbten ledernen Riemlein zierlich überzögten, und endlich mit kleinen Nägeln angeknüpft, daß alles wohl hält und solche Büsten lange gebraucht werden können. Etliche sind auch mit ganz schwarzen Vorsten, etliche mit weißen, etliche mit rothen, etliche mit grauen, etliche mit vermischten bereitet, also daß es den Büstenbindern an ihrer Kunst nicht mangelt.“

Im germanischen Museum findet sich auch eine Reihe alter Büsten, die verschiedenfarbige Vorsten zeigen, welche man schon frühzeitig zu färben verstand. Das Alter dieser Büsten läßt sich aber nur sehr schwer feststellen. Neuerdings ist mit der Sillenow'schen Sammlung ein prachtvolles, höchst reiches fürtisches Reichs-Service, — das Werk eines Augsburger Goldschmiedes vom Ende des 17. Jahrhunderts, — in das germanische Museum gelangt, in welchem sich auch eine Büste befindet, deren Brettchen mit geschliffenem Achat bedeckt und mit vergoldetem, getriebinem Silber kunstreich montiert ist. Auch in den merkwürdigen Puppenhäusern des germanischen Museums, die ein ebenso interessantes als lehrreiches Bild der Ausstattung der Nürnberger Wohnhäuser im 17. Jahrhundert geben, fehlt die Büste nicht.

Noch ein weit höheres Alter als Weigel schreibt der bekannte volkskundliche Prediger Abraham a St. Clara (eigentlich Johann Ulrich Megerle) der Büste zu. In seinem Werk „Etwas für Alle, das ist Eine kurze Beschreibung allerley Standt, Ambt- und Gewerbs-Personen“ (Würzburg 1699) berichtet er in seiner originellen, draftischen Weise eingangs des Kapitels vom Büstenbinder: „Unter allen Thieren der Welt wird keins vor so wild und unsauber gehalten, als die Sari; daher dieser gemeinlich der Titul Salva Venia zugesetzt wird; gleichwohl sind die Büstenbinder so verständige Leute, daß sie die Vorsten von diesem unsauberem Thiere nehmen, wozum man nachmal alles sauber machen kann, und kann fürwahr weder Hans noch Hausrath sauber sein, wo man der Büstenbinder Arbeit nicht braucht. Die h. Schrift beschreibt mit allen Umständen, wie statlich sich die tapfere Judith habe ausgeputzt, daß alles von der Scheitel bis auf die Fußzehen zum schönsten und vollkommensten gewesen, damit das ganze Kriegsbehr Holzfernits, vorerst die Herren Offizier, sich völlig an ihr vergaßt. Nun ist gewiß, daß ihr Cammer-Mensch, die Abra, zu solchem Aufzug habe die Büsten gebracht, als da-

jeund die Kopf-Bürsten, die Gewand-Bürsten, die Schuh-Bürsten &c., obidian die Bibel hiervon keine Meldung macht, denn ohne vergleichende Instrumente kann keine Sauberkeit erhalten werden.“

Am Schluß seiner Ausführungen, durch welche die Existenz der Büste im Alterthum natürlich durchaus nicht erwiesen ist, schüttet Abraham a St. Clara launigen Spott über die Büstenbinder aus. Er schreibt: „Aber willkommen, ihr sauberen Büstenbinder! Ihr thut andere häuber, und bleibt selbst unsauber (ich verstehe doch nicht alle), das Sprichwort ist drei Meilen hinter Babylon bekannt: er sausst wie ein Büstenbinder. Ihr macht keine Arbeit lieber, als Kandel-Bürsten, eure Arbeit nimmt den Staub weg, aber bei euch staubt das Maul niemehr, denn es allezeit von Wein und Bier feucht ist“ x.

Das Sprichwort von dem „verjossenen Büstenbinder“, welches dieses Handwerk in übler Rüge gebracht, war schon dem nach Hans Sachs fruchtbarsten Dramendichter des 16. Jahrhunderts Jakob Ayer († 1604 zu Nürnberg) bekannt, der einmal schreibt: „Glossen wie ein Büstenbinder“ und im Simplicissimus findet sich die Stelle: „Nachen wie ein anderer Soldat und darneben saufen wie ein Büstenbinder.“ Der Germanist Frommann ist der Ansicht, daß dieses ehrlaue Gewerbe unverdienter Weise zu diesem nicht eben seinen Ruhme gekommen ist. Ihm scheint eine Umdeutung oder doch scherweise Antechnung an das alte Substantiv Burs, Burck, Burck, d. i. eine Gesellschaft, namentlich junger unverheiratheter Leute, die aus gemeinsamer Kasse zehren, vorzulegen. „Sauen wie ein Büstenbinder“ heisst demnach eigentlich: saufen wie das Mitglied einer Bürse, einer auf gemeinschaftliche Kosten zehrenden Gesellschaft.

Das germanische Museum besitzt ein interessantes Denkmal des Nürnberger Büstenbinder-Gewerbes, nämlich die Lade desselben vom Jahre 1586. Dieselbe stellt ein Wandshrankchen mit zwei Flügelthüren dar, über welchen die Inschrift angebracht ist:

Gott grüß euch, lieber Herr Better mein,
Lehren da die Büstenbinders gesellen ein?
Habt dank, lieber Sohne mein,
Ihr sollt mit Gott willkommen sein.“

Dieser Inschrift entsprechend ist außen auf den beiden Flügelthüren der Herbergsschlüssel und ein zugereister Gefelle dargestellt. Dessenfalls man das Schränkchen, so findet man in demselben die Bildnisse der drei geschworenen Meister im Jahre 1586 und darüber drei Büsten. Die mittlere zeigt die heute allgemein übliche Form, die wechselseitig weiße und schwarze Vorsten bilden ein schachbrettartiges Muster. Die zwei äußeren Büsten dagegen haben eine pinselförmige oder noch besser fächerartige Form. Diese Form, die in neuerer Zeit erst wieder für Büsten zum Neinigen der Möbel in Gebrauch gekommen ist, war in früheren Jahrhunderten die vorherrschende, und es ist nicht unmöglich, daß die Büste mit Schachbrettmusterung erst bei der Renovation der Lade im Jahre 1728 nachträglich aufgemalt wurde. Der Stiel der neuen fächerartigen Büste ist ganz einfach mit braunem Lederstreichen in Roth, Grün, Blau und Gold umwunden. Aus dieser pinselförmigen Büste, die sich auch noch auf dem von Christoph Weigel dargestellten Büstenbinderladen befindet, ist die spätere meist vieredige Büste entstanden, die man wohl als eine Multiplikation von allerdings kleineren Pinselfen betrachten darf.

Die fächerartigen Büsten dominieren auch auf der Jos Amman'schen Darstellung einer Büstenbinder-Werkstatt in dessen Werk „Eigentliche Beschreibung aller Stände auf Erden“ vom Jahre 1568. Die heutige Form zeigen nur einige Bündel kleinere, mit Stielen versehene Büsten. Der Hans Sachs'sche Bericht über die Büstenbinder, der sich unter dem hübschen Bildchen findet, lautet:

Ein Büstenbinder nennt man mich,
Allerlei Gattung mache ich.
Schön Büsten für Frauen und Jungsfrauen.
Mit Gold umzogen lustig zu schaun,
Auch Lehrbüsten für die Kleider sind,
Auch Vorstädtisch für das Haussfest,
Auch Büsten damit man Gläser schwemmt
Wo die mit Unlust (Unrat) wärn behengt.“

Auf den Dürer'schen Holzschnitten und Kupferstichen kommen nur fächerförmige Büsten vor; sie sind entweder an die Wand gehängt oder hinter einem an derselben angehängten Riemchen gestellt. Ein sehr seltener Holzschnitt von Hans Paur, der noch dem fünfzehnten Jahrhundert angehört und in der Mitte ein Liebespaar in einem Landschaft und um dasselbe zwanzig Felder mit allem möglichen Hausrath darstellt, enthält in einem derselben neben Spiegel, Schere und Kamme auch eine Büste, natürlich eine fächerförmige, denn die mit vieredigen, runden oder ovalen Holzern färmten in jener Zeit noch nicht vor. Das Paur'sche Blatt sollte jungen Leuten als Mahnung dienen, nicht unbekannter Weise in den Chestand zu treten. Sein Titel lautete:

Wer zu der Ge greisen welle,
Der tracht das er dar zu bestelle
Hausrat, das er mit mangel hab.
Wie merk du dumm (?) und junger Knab:
Willst dich hausbthalts nemmen an.
So trach was du darzu mußt han.
In ein haus gehört als (so) viel haushat
Das der zehenteil hie gemalset ist.“

Im Grimm'schen Wörterbuche ist der Nachweis geführt, daß unser heutiges Vorsten und Büste in der alten Sprache oft nicht unterschieden wurde. In der Auseinandersetzung eines wandernden Strämers in einem Faßnachtsspiele des 15. Jahrhunderts:

„Auch hab ich Radeln, Büsten und Ken,
Gingerhut, Taschen und Restel viel“

ist unter Büsten doch sicher unsere Büste zu verstehen, die hier wie auf dem Paur'schen Hausrathblatt neben dem Kamme erscheint.

Der Nachweis für die Existenz der Büste in den ersten Jahrzehnten des genannten Jahrhunderts wird durch seinen Geringeren, als einen Sprossen des erlauchten Hauses Hohenzollern, Grafen Friedrich von Zollern († 1439), gebracht. Von ihm berichtet die allerdings erst um 1500 verfaßte Chronik, daß er gegen seine Hausrat, die Erbin von Rajns, ein solches Übermaß von Eisernicht entwikelte, daß in aller Gegend „ein groß Sagen von ihm gewest“. „Man sprach glaublichen, er hab ihr so viel gefürcht, daß er sie wenig Leut hab leben lassen, und da (ob) gleich fremde Herren oder andere zu ihm us Zollern kommen, oder auch ihm sonst die Wirmidores (Ameisen) in Schädel kommen, so hab sie in ein kleins Stublin müssen gehen, darin sie bis zu seinem Gefallen und Vergnügen (Beginnen)

bleiben müssen. Vielmals, damit sie auch ein Kurzweil, oder doch was zu schaffen hab, hat er ihr ein Klaiderbursten geben, mit Besuch, sie solle ihm die Bürsten (lies: Vorsten) mit Fleisch zählen und ihm zu seiner Wiederkehr die Zahl der Bürsten eigentlichen anzeigen." Ob die arme Frau diesem Auftrage nachgekommen, meldet die Chronik nicht.

Aber sogar bis in das 13. Jahrhundert hinauf lässt sich die Bürste verfolgen. Der österreichische Ritter Seysfried Hespling, um 1230 zu Riedorf bei Wien geboren, dessen in mittelhochdeutscher Sprache um 1290 bis 1298 verfasste Gedichte weniger poetischen, als kulturgechichtlichen Werth haben, lässt seinen Knappen sagen:

"herre nu habt guoten moet
tuot dem lube gerne guot
trinket so nich durste.
ich sag in, daz ein bürste
so vil niht hat der borste
ob ichz genennen torste."

Weiter hinauf konnte ich die Spuren der Bürste nicht verfolgen; da sie aber im dreizehnten Jahrhundert etwas Allgemeines war, so ist sie ohne Zweifel noch beträchtlich älter. Wie alt aber, muss erst noch festgestellt werden; vielleicht wird einmal aus einem alten Hünengrabe eine prähistorische Bürste herausgebracht, auf welcher der Name des Gründers der Bürste eingegraben ist.

Unter diesen Umständen ist es mit der Erfindung der Bürste durch den Todtnauer Bürgersohn Leodegar Thoma nichts; wenn er wirklich etwas erfunden hat, so könnte es vielleicht das Verfahren sein, die Bürsten mit Draht zu binden. Und den Ruhm dieser, den Reinlichkeitssinn unserer Vorfahren nicht alterirenden Erfindung würden wir ihm von Herzen gännen, wenn es nicht ausdrücklich hieße, daß er die Vorsten mit hölzernen Nägeln befestigt hat. Also auch damit ist es nichts.

Nachdruck verboten.

Eine Sphinx.

Bon Oscar Justinus.

Sie war eine Hochzeitsfeier, — ich habe deren schon einige im Laufe der Jahre mitgemacht. In dem palmengeblümten Saale sah um lange, mit reichen Schüsselfn, schimmernden Aufsätzen und dichten Blumen besetzte Tische die glänzende Festsammlung. Die Musik dröhnte von ihrer Etage, und schwieg sie, so hörte man das Klappern von Gabeln und Messern. Dann klopfte es an's Glas, und aus einer schwarzfranzen Geistalt stieg an einer Ecke des Tisches eine Rede hervor, von der die Tischgenossen trost an die Ohnmuschel gebrückter Hände nur hin und wieder ein Wort verstanden, bis ein Hoch erschallte, das vom Chorus wiederholt wurde. Dassame Lieder zur Bertheilung, aber sie erschienen wie eine unwillkommene Störung des Essens, und sie wurden abgejungen wie ein obligater Schulgesang. Am Schluss ertönte ein abgehacktes Bravo, und es war Niemand bei der Sache. Wo war man aber sonst? War es die Unterhaltung mit der schönen Nachbarin, in die Alle vertieft waren? Ich hatte nicht den Eindruck, denn die Leute sahen geschäftig auf die Teller nieder oder ließen ihre Nasen länger, als es erforderlich war, in den Gläsern sternen, die Damen seierten den Fisch, und wenn ihr Tischherr sie einmal ansprach, so war es gleich dahinter wieder öde und still. Was mich anlangt, so erschien mir meine "schöne Nachbarin" durchaus nicht schön; sie schien sich streng an das Bibelwort zu halten: "Deine Rede sei ja, ja, nein, nein, was darüber ist, das ist von Nebel." Nachdem ich all meinen Biß aufgebohrt, ein Gespräch mit ihr in Auge zu bringen, starre ich in die Luft, und mein Auge folgt den Gewinden des Kronleuchters, läuft das goldglänzende Rankenwerk empor.

Da täusche ich mich? Bewegt sich dort nicht etwas längs der Tassen der Decke hin? Ist es ein rosiger Schleier, der, glitzernd wie die Morgendämmerung, sich vom Fenster nach der Mitte zieht? Jetzt sehe ich es deutlich, ein atlasschimmerndes Kleid ist es, und ein süßes, liebliches Mädchen mit einem lachenden Schlemmelspuck, dem es zugehört. Es schaut auch herab und indem es mit lustiger Kolortur das Kleid, das beim Klettern sich aufgeschoben, sittsam über die allerliebsten Füßen breitet, ist es jetzt mit einem Sprunge auf dem Kronleuchter und sitzt auf einem Gasarme, sodass die bunten, leuchtenden Glaskörpern Biertraufen ihrer Robe scheinen. Sie sieht mir zu, wie einem alten Bekannten, — ihr Gruss geht mir wölbung durchs Herz. Aber mein Gott, bin ich denn der Einzige, der diese Dedenläufarin sieht? Ich blinke um mich, — kein Mensch hat sie bemerkt. Alles hängt gespannt an den Lippen eines Sängers, der ein für den Abend gedichtetes Lied mit großer Verve vorträgt. Der Refrain wird mitgejungen. Ist denn das die heile Gesellschaft? Das jaucht und jubelt durch einander, — unmissverständlich, aber um so fortreißender. Man lacht über den eigenen Geieng. Ein unermessliches Bravo folgt dem Vortrage. — Alles hat sich von den Plätzen erhoben, — rings bewegen sich dicke Gruppen zum strahlenden Sänger, — Augen blitzen, Schultern leuchten, Wix spritzen. Meine Nachbarin steht mit mir an, sie lacht über mein verdutztes Gesicht, sie zeigt ein paar entzündende Augen, ein paar Reihen wahrer Perlzähne, sie wirft den Kopf übermäßig zurück und sieht mich an, dass mir fiebrig wird. Ich füsse ihr die Hand, — sie ist eine Schönheit. Jetzt erhebt sich lebhaft die ganze Gesellschaft, lautes Geplauder erfüllt den Saal, — die Tische sind schnell fortgeräumt, — Alles fliegt zum Tanze, — meine Dame ist eine Else, — alle Damen sind Elsen, — Händepressen, — glückliches Verbergen, — rauschende Musik, — Geist, — Schönheit, — Freiheit!

Woher war der Wechsel gekommen, — war da ein Zusammenhang mit der Lichtenzeichnung am Kronleuchter? Ich hatte sie in meiner Freude ganz vergessen.

Ein andermal war es bei der Première eines Lustspiels, — ich befürchte manchmal Premieren.

Eine wohlgeführte Versammlung füllte das Theater bis zum letzten Platze. Mit gespanntem Antlitz sah das Publicum, ein wohlwollendes Gemurmel begleitete jede Scene, ein helles Gelächter jede komische Wendung, ein jubelnder Beifall jede originelle Situation. Schauspieler, Dichter müssen nach jedem Vorhangsausfall erscheinen. Im Zwischenraume helle Freude auf allen Gesichtern, — das wiegt und wogt einher, Jäger bewegen sich, man beglückwünscht das Theater, den Director, den Dichter, die Schauspieler, das Publicum. In bester Laune findet sich Alles wieder zum letzten Akt ein, um das Siegel

des Beifalls unter das ganze Stück zu setzen. In bester Laune wirkt die erste Scene, — eine höchst drollige Verwechslung entstellt Stürme von Beifall. Von Lachen gesättigt lehne ich mich zurück und

Da oben, die zwei Prosceniums-Figuren rechts, — es war doch sonst nur immer Eine da, so viel ich mich entsinne. Wie, trägt die Eine nicht die Züge jener Erscheinung, die, — nicht sie mir nicht zu? nicht die mit der goldenen Palme, die ist aus Stiel, aber daneben, — die mit dem Spiegel, den sie lustig dreht, — im blühenden Kleide von grüner, duftender Rose, — sie nicht unausgezogen. Aber nicht so fröhlich wie damals, mit einem Gesicht, als wollte sie sagen: wir leben uns leider erst in dem Augenblide, wo ich scheide muss. Und richtig, sie erhebt sich, sie wirft noch einen ironischen Blick nach der Bühne, nicht nur einen vertraulichen Abschiedsgruß zu, und nun verschwindet sie, schnell fliehend, hinter einer Säule.

Ist es denn dunkel geworden? Die elektrische Beleuchtung strahlt unverändert, und doch scheint es so. Und wo ist der Jubel geblieben? Rings um mich herum Todestille, Gestalter mit dem Ausdrucke peinlicher Spannung, als wollten sie lachen und brächten es beim besten Willen nicht fertig. Und nun hörte man ein Husten und Häufeln hier und dort und ein Geräusch des Unwillens bei ganz ähnlichen Scenen, wie sie eben erst das allgemeine Entzücken hervorgerufen hatten, und zuletzt verstanden sie mit boshafter Entstellung absichtlich falsch, was die grünigsten Mimen verschüchtert vorbrachten, und unter einem Hohngelächter und zischenden Lauten rollte der Vorhang herab. Das Stück war aus, — aus für immer...

Ich saß in meinem Zimmer und arbeitete, — ich arbeite auch manchmal, wenn auch selten. Eine Lage Concept-Papier lag vor mir, erst beschrieben mit wenigen Zeilen. Es war der Beginn einer Novelle, deren Entwurf mir schon einige Zeit im Kopfe lag. Das Fenster steht offen, die Zweige einer blühenden Alazie reichen bis in das traurliche Zimmer, und ein helles Zwiegespräch zweier zwischnernden Vogelchen tönt dicht über meinem Haupte. Die Sonne wirkt hell, bewegliche Streifen nach dem Boden, und durch das leise rauschende Lärm zeigt sich der blaue, glänzende See, über dessen glatte Fläche ein Boot mit sommerlich gekleideten Damen wie ein Schwan dahinzieht. Der junge Sommer, die wonnige Lust hebt mein Herz, mit elastischen Schritten auf und nieder schreitend, sieh ich mit einem Schlag in scharfem Profil, in leuchtenden Farben das Bild der Situation, in der ich meine Erzählung begonnen. Meine Feder fliegt über das Papier, — Gestalten, mir schnell vertraut, umdrängen mich, reden mit einander, und mir ist es, als wenn ich nicht so schnell niederschreiben könnte, was mir Jemand mit bebender Stimme in's Ohr dictirt. Und wie ich vor Freude hocherregt mich verstohlen umschau, so sieht von Neuem jenes räthselhafte Wesen hinter mir. Mit über einander geschlagenen Füßen hölt sie auf dem Rande eines japanischen Fenstersirms und ist ganz darin vertieft, dort mit Sonnenhäubchen wie ein Circus-Zwergenball zu spielen, daß sie nicht bemerkt, wie ich mit blitzenden Augen ihre liebliche Erscheinung verfolge. Sie bemerkt auch nicht, wie ich mit ausgestrecktem Arme das Fenster schließe, und auf den Zehen schleide, und die angelehnte Thür in's Schloss drücke; erst als ich den Schlüssel herumdrehe, erhebt sie die Augen, und die Gesichter überfliegt ein Gemisch von Staunen und Schadenfreude.

"Ach, mein Herr," beginnt sie nach einer Weile, indem sie mit über die Brust gefreudeten Armen mir leckt in's Gesicht blickt. "Mein gnädiges Fräulein, — Sie sind doch Fräulein?" — sie nickt lächelnd, — begann ich, etwas verwirrt von dem Gleichmuthe, mit dem sie ihre Gefangenshaft aufnahm. "Es ist das dritte Mal, daß mir die Ehre zu Theil wird, mir Ihnen zusammenzutreffen." Sie macht eine Bewegung, als wollte sie sagen: o, noch viel öfter. "Da das gnädige Fräulein doch wahrscheinlich meine Karte an der Thür bemerkte, brauche ich mich wohl nicht mehr vorzustellen, aber Ihr Erscheinen bei verschiedenen Gelegenheiten, Ihr Kommen und Gehen und gewisse, damit vermutlich im Zusammenhange stehende Veränderungen machen es mir durchaus wünschenswert —"

"Wie sollst Du mich befragen," citirte sie jetzt, indem sie lachend ernst mit dem Zeigefinger drohte.

"Ach Gott, die alte Geschichte, an die ich nicht einmal glaube. Das war mir eine Kunde von Lohengrin. Hätte Elsa auch nicht nach Geschlecht und Art geforscht, er hätte sie dennoch lassen."

"Noch forschend Sorge tragen!" fuhr sie etwas ernster fort. "Besänkt nicht, mein Fräulein. Ich gebe zu, daß es wenig gentlemanlike von mir ist, eine Dame, welche mich in meinem Zimmer mit ihrem Besuch begnadet, nach solchen Nebensachen zu inquiriren. Aber Ihr Erscheinen und Verhüten geizt alleezeit unter so eignethümlichen Verhältnissen, — Ihr räthselhaftes, melusinenartiges Wesen —"

"Woher ich kam der Zahrt,
Roch weiß Geschlecht und Art —"

sang sie mir spontan lachend in's Gesicht.

"Du bestehst also darauf," fuhr sie nach einer Weile fort, nachdem sie aus meinem festen Ausdrucke entnommen, daß mir keine Verständigung möglich sei, „auch wenn ich Dir erkläre, daß Du mich dann nie mehr wiedersehen wirst?'

"Du — die Anrede mit Du, — machte mich ganz verwirrt.

"Du hast Dich sogar einer Klage auf Freiheitserwerbung, wie ich bemerkte, ausgezogen, um Deine Neugier zu befriedigen. Nun denn, forschender Thor. Du bist noch nicht der Mann, den Teufel festzuhalten!" — Sie mußte außer Lohengrin auch keinen Beigewohnt haben, — "für mich gibt es keine Fessel, keinen Befehl, kein Bitten und Flehen kann mich herbeiladen, — ich bin die Stimmung!"

Die Stimmung! Das Wort wirkte wie ein Donnerschlag. Im Augenblick war es mir klar, daß ich meine Schutzgottheit zum Tempel hinausgestoßen hatte, sie, ohne die das Leben schaaf und jarlos, die Kunst wirkungslos und öde bleibt, trotz aller ihrer Mittel und Geize. Hier gab es kein Verzeihen; ich stand in stummer Selbstanfrage versunken.

Sie reagte sich. — "Noch eins, hohe Göttin, ehe Du mich verlässt. Nicht für mich wage ich zu flehen, sondern aus Rücksichtsweise und Wissendrang. Für alle Geister zeigt Nostradamus' Zauberbuch seine Beschwörungsformeln, — gibt es in der That Nichts auf der weiten, weiten Welt, das Dich herbeizurufen vermug?"

"Nichts," antwortete sie ernst, „obwohl ich zugebe, daß es Dinge giebt, welche mich so angenehm berühren, wie der Zeitgeruch gepflegter Thiere die hellenischen Götter. Du willst Weiteres wissen; ich mache kein Geheimnis daraus. Ein verführerisches Mädchenlächeln, der Blick der Begeisterung aus eines Jünglings Auge, ein Chorgesang, der von des Domes Wölbung wiederklingt, eine geäußerte Scene in einem spannungsvollen Stütze, eine Anekdote, ein schillernder Käfer, ein Rosenwölkchen,

das der Sonne voranzieht, ein überhängender Erker in der mittelalterlichen Straße, der Zusammenhang der Glocken, ein wachendes Banner, ein schauendes Champagnerglas, die einsame Höhe im Brachfeld, ein Schlachtenlied und ein Trauermarsch, eine Rose im Haar einer Frau und eine durch bunte Scheiben fallende Sonne, der einsame Ruf des Kuckucks und ein Hahn, der leise die Blätter bewegt: dies und tausend Anderes. Aber glaube nicht etwa, daß diese Mittel ein unfehlbarer Zauber sind, dem ich zu gehorchen habe. Ich stehe außerhalb der Macht der Geister. Ich komme, wenn es mir Vergnügen macht und gehe, wenn ich des Bleibens überdrüsig bin! Und nun adieu, — versuche, meiner zu entrathen." — Das Fenster öffnete sich, und sie entschwebte.

Seitdem habe ich drei Jahre hintereinander nach ihr vergebens gehaucht und gesucht. Meine Arbeiten waren Stückwerke, — einzelne Theile mühsam an einander gefügt, die Begeisterung lang hoch, — für die Leidenschaft fand ich nicht den richtigen Ton. Was ich anfangen wollte, widerstand mich an, und hunderte von Plänen verwarf ich mit dem prüfenden Verstande. Endlich nach zahlreichen erbitterten Kämpfen und vergeblichen Versuchen ergab ich mich in das Einverständniß meines geistigen Bankrottes. Mein Testament war die letzte That, zu der ich mich auftraute. In Hoffnunglosigkeit und Verzweiflung wollte ich mein trauriges Geschick entrollen, — künftigen Geschlechtern zur Warnung.

Und siehe, wie ich mich niedersetze, in der Dämmerungsstunde, — mit tiefgefalteter Stirn und schwerfällig geneigtem Haupte, in den aufgeregt See hinabblickend, über welchen der Wind melancholisch einherläuft, am Himmel graues, zerrissenes Gewölk, über die fahle Mondsichel geisterhaft hinschwingend und von dem im schwarzen Höhenwald aufragenden verschlungenen Thurm der melancholische Ruf des Habs lösend, da strömt es mir zum ersten Male wieder warm durch die Glieder, phantastisch-barocke Gestalten und schaurige Kirchhofbilder umdrängen mich gespenstig. Sie ist da, — sie ist da, in derjenigen Stunde, in der ich an ihrer Wiederkehr verzweifle, hat es der launenhafte Gott gesah, zu mir niederzusteigen! Sie ist geisterhaft blau und trägt ein langwollendes schwarzes Sammelfleid, die Stimmung der Verzweiflung, und aufzubleibend will ich die Schlepe ihres Kleides fassen, um sie an die Lippen zu drücken. Aber mit lustigem Lachen versteigt auf's Neue die Erscheinung vor meinen tastenden Händen, und der schwarze Streif, — entpuppt sich als ein Meer von Tinte, welche ich Thor, das Schreibzeug umstossend, über die stimmungsvollste Arbeit meines Lebens gegossen hatte.

Verchiedenes.

Nachdruck verboten.

Junge Löwen. Von W. Kuhnert. Siehe das Bild, Seite 37. — Es hat sein Bedeutliches, als Löwenprinz nicht in der Wüste, sondern in dem König einer Menagerie oder eines zoologischen Gartens zur Welt zu kommen. Denn der König und die Königin der Wüste, die, so lange sie in der Freiheit leben, ein ungemein härtliches Elternpaar vorstellen, sind in der Gefangenschaft aller elterlichen Gefühle häufig so völlig bar, daß sie ihren eigenen Jungen, wenn sie ihnen kaum das Leben gegeben, wieder vom Leben zum Tod verhelfen. Vielleicht sind sie der Ansicht, daß ein in Gefangenschaft geborener Löwe, der auch keine Aussicht hat, jemals die Freiheit zu sehen, gar keine Berechtigung zu leben hat. Aber die Menschen sind entgegengesetzter Ansicht und meinen fast, daß der Löwe erst dann einen Wert und Zweck habe, wenn sie ihn glücklich hinter eisernen Gitterstäben wissen, und wenn sie zu der Elternliebe der alten Löwen kein rechtes Vertrauen haben, weisen sie den in Gefangenschaft geborenen Jungen schelmisch eine separate Kinderrüste an, in welche dem Löwenmutter und der Löwenmutter kein Zutritt gewährt wird. Eine treue Hundeseele, die den Schmerz um ihre erlittenen Jungen erträgt und Mutterpflicht bei den jungen Löwenprinzen übernimmt, ist bald gefunden, und die Kleinen gedeihen bei ihrer sorgfältigen Pflege so gut, daß sie der Pflegemutter bald genug über den Kopf wachsen. Seiner Löwenzucht wegen berühmt ist seit vielen Jahren der Zoologische Garten in Leipzig, dessen Inhaber ein ganz besonderes Gedächtnis in der Aufzucht derselben besitzt, und der mit seinem in der Gefangenschaft geborenen Löwen einen sehr umfangreichen Handel treibt. Dort werden die jungen Thiere im Rothfalle mit der Maus aufgezogen und sie gedeihen auch vortrefflich. Daß sie dadurch etwas von hässlicher Gemüthsart angenommen hätten, hat man freilich noch nicht gehört.

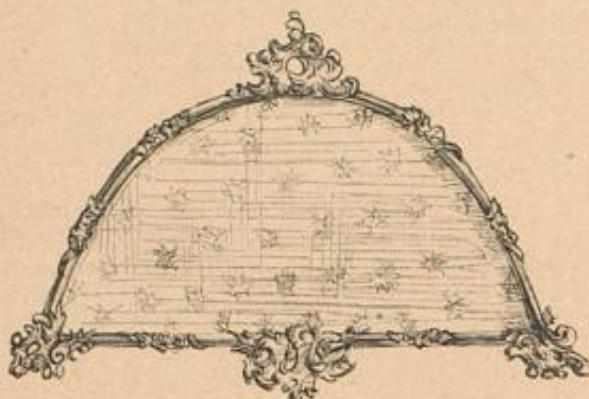
SIEHE SAUS.

Nachdruck verboten.

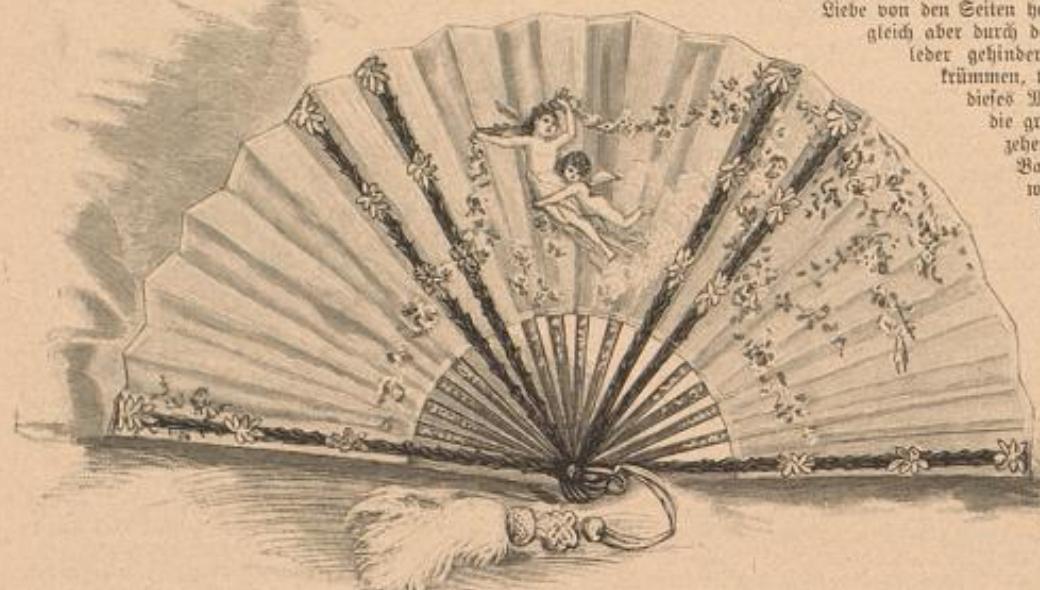
Die Pflege des Fußes. — Sind die Folgen der Arbeit unjer Hände, wenngleich verständige Pflege sie meistens hätte verhindern oder verlangsamen können, immerhin ehrenvolle Rarität aus dem Kampfe des Lebens, so sind die mannigfaltigen Leiden unserer Füße lediglich der Nachlässigkeit, dem Unverstande und der Eitelkeit Schuld zu geben. Große Vernachlässigung der Hauptpflege, Mangel an Verständniß für das, was der Fuß beim Stehen und Gehen zu leisten hat, und daraus hervorgehenden grundfalschen Bekleidung des Fußes, verunstalten und verkrüppeln denselben und schaffen der Fuß und Stiefeltragenden Menschen ungähnliche qualvolle Leiden. Zugleich mit der Leistungsfähigkeit und Wohlgestalt des Fußes verlangen die Leistungsfähigkeit, Wohlgestalt und Anmut des gesamten Körpers, daß jener verständig gepflegt und, wo nicht geformt, so doch nicht in der Ausbildung seiner gefundenen und zweckmäßigen Form gefördert werde.

Um geschmeidig und elastisch, zäh und widerstandsfähig zu werden, muß der Fuß regelmäßig von trockenen und verhornten Hautschuppen befreit werden, die mit Staub und Schmutz nur zu oft einen festen Haftzug bilden, die Haut-Außendüstung und Haut-Albinung verhindern, gegen Druck und Reibung aber keinen Schutz gewähren, sondern vielmehr deren Wirkungen ungeniert in die Tiefe fortzuladen. Sie zu entfernen und die Ränderungen der Talgdrüsen offen zu halten, welche durch ihre Absondierung die Oberhaut glatt und geschmeidig halten, dazu dienen regelmäßige Waschungen, am kräftigsten mit warmem Wasser und Seife, worauf aber fühlre Abwaschung oder Abspülung folgen

mug, um der sonst leicht zu starken Erweichung und Verweichung entgegen zu wirken. Wer die Füße oft genug wäscht, der braucht kein warmes Wasser und hat um so weniger Erfaltung zu fürchten, als die überempfindliche Haut durch kaltes Wasser am besten abgehärtet wird, wosfern man nur durch sorgfames Abtrocken und kräftiges Reiben den Blutzufluss und dadurch die Wiederwärmung herbeiführt und, so weit es nötig ist, durch Bewegung und warme Bekleidung die nachträgliche Ablösung verhindert. Solche zweckmäßig angestellte fühlige Waschungen sind auch das beste und dauernde Hülsmittel nicht nur gegen gewohnheitsmäßig kalte Füße, sondern auch das wirksamste Erfrischungsmittel nach Anstrengungen und zugleich Schuhmittel gegen Wundlaufen



Fächerkasten.

Klappfächer mit Malerei auf Gaze,
gemalt von A. Diervermann in Berlin, Schwerin-Str. 10.Stiefächer mit Malerei auf Gaze,
gemalt von A. Diervermann in Berlin, Schwerin-Str. 10.

auf Fußreisen und dergleichen mehr. Tausendsfältige Erfahrungen an mir selber und Anderen, die meinen Weisungen gefolgt sind, haben ausnahmslos bewiesen, daß davon auch bei erhielten Füßen keinerlei üble Folgen zu fürchten sind, und daß die Wirkungen nicht bloß angenehmer, sondern auch kräftiger und dauernder sind, als alle spirituellen Waschungen, die von ängstlichen und wasserscheuen Leuten unter solchen Umständen empfohlen und angewendet werden. Sie befördern den erwärmenenden und ernährenden Blutzufluss, der den Fuß warm, seine Haut geschmeidig und widerstandskräftig, Muskeln und Sehnen stark und elastisch macht und durch die wohlthätige Ableitung von anderen Organen das allgemeine Wohlfühl steigert, Schaflosigkeit und mancherlei Kopfschmerzen besiegt, und also auf nützliche Weise die belästigenden Schlammtücher erzeugt, die in der Hand des Arztes legenreiche Hülsmittel sein, ungewöhnlich angewendet aber schweren Schaden anrichten können.

Mangelnd Hauptpflege befördert ferner die Übel, welche durch schlechthändiges Schuhzeug hervorgerufen werden, indem die spröde und unelastische Haut nach Druck und Reibung leicht Blasen und Wunden, oder Schwülen und Hornbildung entstehen läßt, und dadurch Leiden erzeugt, die geradezu sprachwörtlich geworden sind. Statt den Schuh dem Fuße anzupassen, wird der Fuß gezwungen, sich dem Schuh gemäß zu formen, und gerade den zarten Füßen der Kinder wird damit am meisten Gewalt und kaum wieder gut zu machender Schaden angehan.

Der noch nicht durch Schuhzeug verdornte Fuß des Kindes zeigt uns, wie die griechischen Statuen, daß bei geschlossenen Füßen die inneren Ränder bis an die Kuppen der Großzehen fast genau aneinander liegen und daß von der Ferienmitte durch Ballen und Spitze der Großzehe eine gerade Linie gezogen werden kann. Beim Stehen ruht der Fuß auf Ferse, Ballen und äußerem Rande, während der innere Fußrand wie ein Gewölbe sich über die Standfläche spannt, die Höhe des Fußrands aber nicht in der Mitte, sondern etwas nach innen von der Mittellinie gegen die Großzehe hin befindet. Im Fortschreiten wölbt der Fuß sich stärker als beim ruhigen Stehen, wo er demgemäß etwas länger ist, und die Zehen krümmen sich mit ihren Kuppen stemmend gegen den Fußboden, während ihre mittleren Gelenke sich emporwölben.

Der Schuh sollte den Fuß in dieser Form unterstützen und in seinen Bewegungen nicht hemmen; er muß also die Fußwurzel mit einer gewissen Spannung umschließen, namentlich auch den Innenrand unterstützen, damit im Stehen das Gewölbe sich nicht abschrägt, noch auch der ganze Fuß auf der Sohle nach vorn gleitet. Die fehlende Umschließung begünstigt, besonders in den Jahren des Wachstumens, die Entstehung des schmerzenden und das Gehen erschwerenden Plattfußes, den wir vorzugsweise bei Köchinnen, Waschmädchen, Lehrlingen, Kellnern u. s. w. finden, die vorzugsweise stehend, in weichen Schuhen oder Pantoffeln ihr Tagewerk verrichten. Die Sohlen der Schuhe sollten der Form jedes Fußes entsprechen, also in Schlupfform mit dem vorderen Drittel ihrer Innenränder einander berühren, lang genug sein, um die völlige Streitung des Fußes und der Zehen zu gestalten und breit genug, damit nicht von den Seiten her ein lästiger Druck ausgeübt wird. Das Oberleder soll über dem wirklichen Auftritt, also nach innen von der Mittellinie, am stärksten gewölbt und über den Zehen weit genug sein, um sie weder fastig zu verschieben oder zusammenzudrücken, noch ihre Geh-Biegung zu hindern.

Statt solcher natur- und zweckgemäßen Schuhform sehen wir aber bei Kindern fast ausschließlich, bei Frauen überwiegend, Schuhzeug, welches für beide Füße getragen werden kann, also für keinen Fuß paßt; umziertlich zu sein, wird es schmal und spitz, mit engem Oberleder gemacht, sodoch der äußere Fußrand gedrückt, der innere nicht unterstützt wird; in der Ballengegend kann der Fuß beim Gehen sich nicht ausbreiten, und was das Schlimmste ist, die Zehen werden jener thörichten Eitelkeit zu Liebe von den Seiten her zusammengedrückt, zugleich aber durch das enge und straffe Oberleder gehindert, beim Gehen sich zu krümmen, wie sie wollen. Die Folge dieses Missverhältnisses ist, daß die große Gehe nach der Kleinzehenseite abweicht und den Ballen vorspringen läßt, während die anderen Zehen zusammengequetscht, platt gedrückt oder über und unter einander geschoben werden. Die Druckstellen der Zehen, besonders der kleinen, welche noch darunter leidet, daß das Oberleder des Schuhs nicht über der Kleinzehenhöhe und der großen Zehe, sondern über der Fußmitte am höchsten ist und deshalb den Fuß nach außen drängt, bedekken sich mit harter Haut, die

schnell zu Hornaugen (Hühneraugen oder Leichdornen) erstart, ihre Unterlage drückt und oft die heftigsten Schmerzen verursacht. Weiter wird der Nagel der großen Zehe nach der Kleinzehenseite verschoben, drückt sich hier in den Haufzalf ein und erzeugt das sogenannte Einwachsen des Nagels. Die mannißartigen Leiden, welche hieraus entstehen, brauchen wir nicht zu schildern; wer sie fühlt, weiß auch, wo ihn der Schuh drückt, wenn er auch nicht weiß, warum es so ist; wer aber Tritt und Gang seiner Nebenmenschen beobachtet, der wird leicht schon von außen erkennen, welche Missgestaltungen und Leiden der elegante Schuh hervorgerufen hat und so ungern verbirgt. Die Mode ist aber mit solchen Errungenschaften nicht zufrieden: weil eine gewisse Wölbung des Fußes nicht nur den Schritt und Tritt leicht und federnd macht, sondern auch den Fuß von vorn geheen kürzer und kleiner erscheinen läßt, als er thatäglich ist, so wird die Ferse auf einen Absatz gestellt, je höher desto besser, mag auch die Liebetreibung nicht bloss unschön sein, sondern die Federkraft anheben, zum Stelzgang nötigen und durch die erzwungene Beugung der Knie und Hüften jede Anmut der Haltung und Bewegung unmöglich machen.

Was Wunder, daß man kaum noch einen normalen und wirklich schönen Fuß zu sehen bekommt, daß das Gehen übermäßig anstrengt und daß Fußwanderungen selbst für die Jugend nur Beschwerden und Schmerzen, aber keine Freuden mehr bereiten! Die schlimmen Folgen für die Gesundheit und sogar für die Sittlichkeit, da andere Genüsse an die Stelle jener heilsamen zu treten pflegen, wollen wir nicht weiter ausmalen: aber es ist wahrlich Zeit, daß die Mütter sich des Ernstes der Sache bewusst werden und von früh auf dafür Sorge tragen, daß ihre Kinder wirklich passendes, also für jeden Fuß gesformtes Schuhzeug tragen, und daß sie hieran, wie an regelmäßige Hauptpflege der Füße so gewöhnt werden, daß es ihnen später unmöglich wird, davon abzuweichen. Sorgt dafür, daß nach den Stöckelschuhen und Stiefelkästen auch die Spitzschuhe auf Nummerwiederholung verbannt werden und daß wir statt fünftlicher Klumpfüße und Bolzen endlich normale, schön und leicht gehende Füße zu sehen bekommen. Machen wir die Mode und zwingen wir die Schuhmacher, nach unseren Füßen zu arbeiten, so wird es uns nicht bloss auf Wanderungen, sondern auch anderwohl besser gehen!

Dr. Fr. Dornblüth.

Fall- und Gesellschafts-Fächer. — Kunstvolle Malereien finden wir häufig auf eleganten Fächern, aber nicht immer ist die Ausführung eine so zarte, dem gräßlichen Gegenstände so angemessene, wie an unserer Darstellung. Blumenstreuende und zwischen Blumen dahinschwürende Amoretten heben sich plastisch von dem weichen Kreppgrund ab, über den einzelne dunkel gezeichnete und mit Gold

verzierte Stäbe des hübsch gezeichneten, helleren Holzgestelles hinweggehen. Einem jungen Mädchen, einer Braut dürfte dieser Fächer eine deutungsvolle Gabe sein! Anderer Art, doch nicht minder künstlerisch behandelt, ist der runde Stiefächer, von dessen schwarzen Kreppgrund sie gelbe Lilien in voller Pracht abheben, umgeben von zarten weißen Blüthen und einem blauäancierten Laub. Der schmalen goldenen Einschaltung schließt sich der etwa 20 Centimeter lange Stiel an. Zur Ausbewahrung kostbarer gemalter, oft noch unmontirter Fächer, dienen durch eine Glasscheide abgeschlossene Fächerkästen mit Bronze-Rahmen, die gleichzeitig eine hübsche Wand-Decoration bilden.

G. A.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

fragen.

Gläser zu reinigen. — Wir besitzen viele wertvolle, sehr geschliffene Gläser, die durch jahrelanges Stehen grau und trüb geworden sind. Auf welche Weise kann man sie wieder klar bekommen? Helene v. M., Vorpommern.

Verwendung von Apfelsinenkralen. — In unserem Hause werden sehr viel Apfelsinen verzehrt; ich habe bis jetzt die Schalen nicht gerachtet, hörte aber, daß man sie auch benutzen kann und möchte wohl erfahren, auf welche Weise, da ich gern Alles im Haushalt verwerte. Sparhame Hausfrau in Spandau.

Wild-Pastete. — Wer kann mir ein gutes Recept für Wild-Pastete geben, zu der man vielleicht auch Bratenreste verwenden darf? Junge Hausfrau in W.

Rathshläge.

Süße Osterpeise: Hühnernest mit Eiern. — Man bedarf zu dieser sehr hübsch aussiebenden und wohlsmackenden Schüssel, die stets das höchste Entzücken der Kinder erregt, einer Anzahl leerer Eierschalen, die als Formen dienen, und die man zu diesem Zwecke sammelt, indem man beim Gebrauch von Eiern diese vorsichtig an der Spitze öffnet, sie auslaufen läßt, mit Wasser flüssig ausspült und zur Zeit durch die kleine Öffnung mit nachstehendem blanc-manger füllt, welches so steif wird, daß man das Ei wie ein hartgekochtes Schälchen, und den Inhalt dann verspeisen kann. Die Rasse besteht aus 125 Gr. Süßen und einigen bitteren Mandeln, die, gebrüht, gehäutet, gerieben oder im Mörser geztoschen, mit einem Liter Kochsahne übergoßt werden, in der $\frac{1}{2}$ Kilo Zucker aufgelöst wurde, und an einer warmen Stelle verdeckt ausziehen müssen. Zerner verrührt man 32 Gr. guter Gelatine mit Kochend aufgegoßtem Wasser, thut sie in die heiße Mandelmilch, giebt das Ganze durch einen Haarsieb und füllt es mittels eines kleinen Trichters in die Eierschalen. Auch kann man, wenn man den Eiern verschiedene Farben zu geben wünscht, $\frac{1}{2}$ des blanc-manger weiß lassen, $\frac{1}{2}$ mit Coquille roth, $\frac{1}{2}$ mit Chocolade braun färben. Das Rest, in welches man diese Eier legt, besteht aus gepöppnetem Zucker. Man locht zu diesem Zwecke 1 Kilo in Stücke geschlagenen Zucker mit $\frac{1}{2}$ Liter Wasser in einem Supferkessel zum fünften Grade ein, d. h. so lange, bis der Zucker durch die Löcher eines hineingetauchten Schaumloßels geblasen, etwa erbengroße Blasen bildet, oder bis ein Tropfen derselben, in kaltes Wasser geworfen, sich zu einer kleinen Angel ballen läßt. Ist dies der Fall, so setzt man den Zuckerkessel in eine zur Hälfte mit Kochendem Wasser gefüllte Kasserole und diese auf's Feuer, um so ein zu rasches Erlaufen des Zuckers zu vermeiden. Inzwischen streicht man einen tiefen runden Porzellankopf, oder besser eine Halbkul-form mit Mandeln oder feinem Olivenöl ans, hält sie mit der linken Hand dicht an den Rand der Kasserole, aus der man mit der Rechten mittels einer Gabel den Zucker aufhebt und ihn zu Fäden ziehend, recht gleichmäßig über Boden und Seitenwände der Form laufen läßt, diese mit denselben einspinnend. Sobald der Zucker erkalte und erhärtet ist, läßt sich die einem Reste gleichende Schale herausheben, und man servirt sie, rings von Mandelpähnen umstellte, mit den inliegenden Eiern. Ein zweites, konstiterteres und sehr wohlsmackendes Nest, das auch mit geschlagener Sahne gefüllt, servirt werden kann, bereitet man aus 1 Kilo gebrühter, gehäulter, mit $\frac{1}{2}$ Liter Sahne und einer Stange Vanille weich gelöchter Kastanien, die kurz eingedämpft, trocken durch ein Sieb gestrichen werden. Nun bestreicht man den Boden und die Seitenwände einer glatten Form mit Butter und legt sie mit seinem Papier aus, locht $\frac{1}{2}$ Kilo Zucker zum Bruch (sechster Grad), vermisch mit diesem das Kastanien-Purée und drückt es mit einem Holzlöffel etwa einen halben Finger dic gleichmäßig in die Form. Ist es erkalte, so stürzt man es vorsichtig, hebt das Papier ab und läßt die Kruste an warmer Stelle ein paar Stunden trocknen, um sie dann mit folgender Chocolade-Glasur zu überziehen. 200 Gr. Chocolade löst man auf dem Feuer mit 8 Eßlöffeln Wasser auf, läßt sie einen Augenblick auflossen, röhrt sie mit $\frac{1}{2}$ Kilo sehr fein gestoßenen Zucker kurz auf dem Feuer, zieht sie dann zurück, röhrt sie noch ein wenig und läßt sie einen Moment still stehen. Sobald sich eine ganz dünne Kruste zu bilden anfängt, ist die Glasur fertig und wird nun von allen Seiten über das Kastanien-Purée gestrichen, daß ein dunkelglänzendes Aussehen gewinnen muß.

G. A.

Wäschekrank. — Soviel auch über den Wäschekrank schon geschrieben und gesprochen worden, so giebt es doch noch wesentliche Punkte, in denen ein Rath nicht überflüssig erscheint. Gewöhnlich stellt man dieses wichtige Möbel dorthin, wo es gerade am besten Platz findet, ohne auf die Temperatur des Standortes Rücksicht zu nehmen. Die Wäsche muß aber vor allen Dingen warm und trocken gehalten werden, der Schrank daher an einer Wand stehen, die womöglich von Heizungsröhren durchzogen ist. Auch vor dem Einbinden von Wasser dampfen hat man ihn zu hüten. Die Feuchtigkeit erzeugt leicht Stielzlede, besonders bei größerem Vorrath, der nicht rasch durchgebraucht werden kann. Den Staub, der seltsamlich durch die dichtesten Fugen dringt, hält man am besten ab, indem man an der Rückwand jedes Faches ein Venentuch mit Stiften befestigt, welches vom so lang überhängen muß, daß es über die darauf geschichtete Wäsche geschlagen werden kann.

G. S.

Fortschreibung auf der zweiten Seite der Beilage.